

DAS WALDVIERTEL

Folge

1 / 2 / 3

1976

Das Bessere
ist meistens
Jobis.

JOBIS



Eine hinreißend schöne neue Mode ist da. Von Jobis.

Hugo Grimme Zwettl

Das führende Kaufhaus in modischer
Bekleidung für Damen, Herren und Kinder

Das Waldviertel

Zeitschrift des Waldviertler Heimatbundes
für Heimatkunde und Heimatpflege des Waldviertels und der Wachau

Schriftleiter:

Prof. Dr. Walter Pongratz

25. (36.) Jahrgang

1976

Krems an der Donau

Eigentümer

WALDVIERTLER HEIMATBUND

Herausgeber, Drucker und Verleger:

Josef Faber, 3500 Krems an der Donau, Wienerstraße 127, Niederösterreich

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

	Seite
Geleitwort (Reg.Rat Prof. Hans Gruber, Prof. Dr. Walter Pongratz)	1
Einleitungsvortrag (Reg.Rat Hans Gruber)	2
Bijak, A.: Die ehemalige Volksschule Purk	277
Braunsteiner, F.: Das Panorama von Weinsberg	126
Bruckner, W.: Zur Geschichte des Schlosses Luberegg	130
Eggendorfer, A.: Das Vorbereitungsbuch von 1590/1591 und seine Bedeutung für die Waldviertler Heimatforschung	249
Franz, L.: Drosendorf zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges	195
Friesinger, H.: Besiedlung des Waldviertels vor der bayerischen Landnahme mit besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in Gars-Thunau	14
Führer, E.: Vor 50 Jahren wurde das Waidhofner Gregoriusfragment entdeckt	259
Galler, W.: Wilderer im Weinberger Forst	111
Gundacker, F.: Bericht zum Forumsgespräch: Aktuelle Probleme des Waldviertels in der Gegenwart	79
Hofmann, H.: Da Haroid (Unhold)	274
Koller, H.: Zur Besiedlung des Waldviertels im Frühen und Hohen Mittelalter	19
Koppensteiner S.: Der Tanz mit dem Teufel	135
Kronsteiner, O.: Die slawischen Ortsnamen des Waldviertels	25
Kuhr, G.: Waldviertler Exulanten in Deutschland	65
Loskott, H.: Bildstöcke, Marterln und Wegkreuze im ehemaligen Dekanat Raabs a. d. Thaya. VII. (Tabelle.)	108
Loskott, H.: Doppeltes Schulgeld — Strafe für Nichtbesuch der Trivialschule	263
Maurer, H.: Mineralien aus dem polit. Bezirk Horn	132
Maurer, H.: Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte des Waldviertels	190
Maurer, H.: Zur Forschungsgeschichte der Steinfigur von Großburgstall, pol. Bezirk Horn	269
Maurer, H.: Störche im Kamp- und Thayagebiet	273
Pfandler, J.: Der Pfarrer von Zuggers	276
Pfiffig, A. J.: Geras-Pernegg und die Babenberger	252
Pleszl, E.: Formalelemente der ländlichen Siedlungen im Waldviertler Raum	185
Pongratz, W.: Heimatforschung, Heimatkunde heute	3
Probleme, Aktuelle, des Waldviertels der Gegenwart	79
Prihoda, L.: Geheimnisvolles Strögen	106
Rabl, E.: Die Spannungen zwischen dem Redemptoristenkloster und der Stadtpfarre in Eggenburg unter dem Rektorat Matthäus Bauchingers	97
Reingrabner, G.: Reformation und Gegenreformation in neuer Sicht	39
Sagmüller, F.: Der Wagnermeister von Reinprechts	267
Schneeweis, E.: Über Veränderungen im Bildstockbestand in Niederösterreich mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels	177
Sohm, W.: Der „Naz“-Dichter Joseph Misson und seine Wahlheimat Krems	256
Steininger, H.: Rechtsarchäologie in Niederösterreich mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels	28
Wawrik, F.: Marktfahren im Waldviertel	272
Weinmann, K.: Ajweger, Ainwögerer, Einwögerer, ein alt eingesessenes Bauerngeschlecht im Gerichtsbezirk Ottenschlag	205
Zaufek, O. K. M.: Marschbücher aus dem Waldviertel	116

Schöngestige Beiträge

	Seite
Bartaschek, W.: Zum neuen Jahr (Gedicht)	83
Bartaschek, W.: Weg durch das grüne Korn (Gedicht)	206
Bartaschek, W.: Eine kleine Weihnachtsgeschichte	279
Brinnich, F.: Frühlingswerden (Gedicht)	133
Göbl, R.: Der Riese (Gedicht)	137
Koppensteiner, S.: Kam'raden, auf! (Gedicht)	278
Zehetner, H.: Der Heimatforscher (Gedicht)	207

Bilder

Brunnenhaus des Stiftes Zwettl (Umschlagbild)	Heft 1— 3
Das Gelände von Thunau — Schanze — Holzweise	Heft 1— 3
Der jüngere slawische Wall (Rekonstruktion)	Heft 1— 3
Pranger mit Schwertarm in Großgerungs	Heft 1— 3
Handschellen im Museum Langenlois	Heft 1— 3
Bagstein am Pranger in Arbesbach	Heft 1— 3
Steinmetzen in Neupölla	Heft 1— 3
Schandmaske (Antonmuseum in Zwettl)	Heft 1— 3
Justitia am Rathaus in Langenlois	Heft 1— 3
Waldviertler Exulantenschicksale (2 Kartenskizzen)	Heft 1— 3
Niederösterreichische Exulanten in Süddeutschland (2 Kartenskizzen)	Heft 1— 3
Gotische Lichtsäule am Fuße des Johannesberges, Harmannstein, Gemeinde Großschönau (Umschlagbild)	Heft 4— 6
„Götzenmanderln“ auf dem Kirchturm in Strögen	Heft 4— 6
Götzenmanderln von Großburgstall	Heft 4— 6
Stiftskirche Geras	Heft 4— 6
Spätgotische, holzgeschnitzte Decke in einem Bürgerhaus in Weitra	Heft 4— 6
Das ehemalige Wasserschloß Großau bei Raabs a. Th. (Umschlagbild)	Heft 7— 9
Bildstöcke, Abb. 1—8	Heft 7— 9
Formalelemente einer irregulären Dorfform: Haufendorf	Heft 7— 9
Formalelemente einer regulären Dorfform: Angerdorf	Heft 7— 9
Latènegefäß aus Mautern	Heft 7— 9
Latènegefäß aus Mautern und Lanzenspitze aus Stiefern	Heft 7— 9
Romanischer Kreuzstein bei Großschönau (Umschlagbild)	Heft 10—12
Winterstimmung am „Kreuzberg“ bei Großschönau	Heft 10—12
Dorf Rosenau mit ehemaliger Burgkapelle und Wall	Heft 10—12
Holzschnitte von Hubert Schmid, Krems a. d. Donau	Heft 10—12
Das Herbstwanderabzeichen von Großschönau	Heft 10—12
„Jägermeister“ am sogenannten „Galgenberg“ bei Ludweis	Heft 10—12

Verschiedenes

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	84, 139, 212, 281
Buchbesprechungen	92, 162, 242, 325
Büchereinflauf	95, 171, 330
Mitteilungen	96, 172, 246, 331

Das Waldviertel

Zeitschrift des Waldviertler Heimatbundes für Heimatkunde und
Heimatspflege des Waldviertels und der Wachau

25. (36.) Jahrgang

Jänner - Feber - März 1976

Folge 1 / 2 / 3

Sonderheft

über die Tagung der Waldviertler Heimatforscher
im Bildungshaus des Stiftes Zwettl
am 24. und 25. Mai 1975

Diese Folge ist zum Großteil der Tagung der Waldviertler Heimatforscher gewidmet, welche vom Waldviertler Heimatbund und vom Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerk im Mai des vergangenen Jahres veranstaltet wurde. Dieses Sonderheft wird daher im Hauptteil nur den Inhalt der einzelnen Vorträge zum Abdruck bringen. Die zweitägige Tagung im Bildungshaus des Stiftes Zwettl, welche dank der Bemühungen aller Verantwortlichen sowohl im Stift Zwettl als auch in Krems und Wien ausgezeichnet organisiert worden war, besuchten mehr als 200 Teilnehmer aus allen Teilen Niederösterreichs und den angrenzenden Bundesländern. Erfreulicherweise waren bei den einzelnen Veranstaltungen (Vorträge und Lichtbildabende) so ziemlich alle Schichten der Heimatforscher und Heimatkundler vertreten: Universitätsprofessoren, Mittel- und Pflichtschullehrer, Priester, Beamte, Politiker, aber auch viele interessierte „Laien“ aus Stadt und Land. Durch die Vielfalt der gebotenen Themen glauben die Veranstalter mit Recht annehmen zu dürfen, daß jedem Teilnehmer etwas geboten werden konnte. Erfreulich war auch das durchaus positive Echo der Massenmedien.

Wir danken hiemit nochmals allen, die zur Gestaltung der Tagung beigetragen haben und hoffen, daß dieses Tagungsheft allen Teilnehmern Freude bereiten wird.

*Regierungsrat Prof. Hans Gruber
Vorsitzender des Niederösterreichischen Bildungs- und Heimatwerkes*

*Prof. Dr. Walter Pongratz
Präsident des Waldviertler Heimatbundes*

Einleitungsvortrag von Reg. Rat Hans Gruber

Das Nö. Bildungs- und Heimatwerk, bzw. die Arbeitsgemeinschaft der Heimatforscher veranstaltet seit vielen Jahren die Tagungen der Heimatforscher Niederösterreichs. Der Wechsel ist dadurch gegeben, daß so die Probleme der Heimatforschung in den verschiedenen Landesteilen berücksichtigt werden und Land und Leute des jeweiligen Landesteiles einbezogen werden. Diese Tagungen gelten sowohl der Information als auch der Diskussion.

Erstere soll der Vertiefung der Erfahrungen und Kenntnisse dienen, letztere dem Erfahrungsaustausch und der Vergleichsmöglichkeit nützlich sein. Die diesjährige Tagung wird vom Nö. Bildungs- und Heimatwerk gemeinsam mit dem Waldviertler Heimatbund und dem Bildungshaus Stift Zwettl veranstaltet und gilt dem Waldviertel in Vergangenheit und Gegenwart.

Die Heimatforschung ist eine Grundlage der Heimat- und Landesgeschichte. Die Arbeit der vielen oft ungenannten und unbedankten Heimatforscher ist oft auch mit eine Grundlage der wissenschaftlichen Forschung. Da wir uns im Stift Zwettl befinden, in einem Bildungszentrum, dessen Ausstrahlungskraft weit über das Waldviertel hinausgeht, wollen wir die Heimatforschung eingebettet in einem größeren Bildungskonzept sehen. Uns liegt daher auch das Bild unserer Heimat am Herzen, gerade im Denkmalschutzjahr sollen wir nicht vergessen, daß nicht alles verloren geht, was Generationen vor uns geschaffen haben. Es muß doch möglich sein, Tradition und Modernes, Zweckmäßiges und Schönes zu verbinden. Es geht um die Erhaltung unserer in Jahrhunderten gewachsenen schönen Ortsbilder unserer Dörfer. Wir wollen nicht eine uniforme Einheitszivilisation.

Wir wollen in fremden Ländern deren Völker und Kultur, ihre Bauwerke bewundern; was wäre die Welt, wenn sie nur aus Hilton-Hotels oder monströsen Hochbauten bestehen würde, die das gleiche bieten? Auch das Waldviertel hat dem Besucher nur dann auch in Zukunft etwas zu geben, wenn es sein aus Landschaft und Geschichte erworbenes Bild bewahrt.

Wo wäre dies besser festzustellen als hier im Stift Zwettl? Tradition ist kein Ruiebett von gestern, sondern ein Sprungbrett zum Morgen, besonders dann, wenn man die Tradition als das bewußte Weitergehen der Kulturwerte versteht.

In diesem Saal wurde im Vorjahr Regierungsrat Dr. Trischlers neues Heimatbuch, eine Gemeinschaftsarbeit der Waldviertler Lehrer und Heimatforscher, vorgestellt. In diesem Saal fanden 1946, 1947 und 1948 die Waldviertler Kulturtagungen statt. 1948 weilte Minister Dr. Hurdes aus diesem Anlaß zwei Tage im Stift Zwettl. Als Bezirkskulturreferent von Zwettl durfte ich diese Tagungen leiten, und der damalige Präfekt der Sängerknaben war der heutige Abt-Präses Gießauf. Damals gingen viele Impulse von Zwettl aus. Heute nach 29 Jahren können wir feststellen, daß die Arbeit der Heimatkundler und Heimatforscher im Lande gewürdigt wird. Vor kurzem erst hat der Landeshauptmann von Niederösterreich über Vorschlag des Nö. Bildungs- und Heimatwerkes eine Anzahl von Ehrenzeichen verliehen. Ich danke allen, die sich um das Zustand

dekommen dieser Tagung verdient gemacht haben, dem Präsidenten des Waldviertler Heimatbundes, Dr. Pongratz, Dr. Herbert Faber und seinem Verlag und besonders dem Bildungshaus Stift Zwettl mit Pater Dr. Bruno Schneider und Herrn Gundacker von der Universität Innsbruck.

So wollen wir unsere Zusammenarbeit im Streben nach Einsicht und Selbstkontrolle sehen, wollen Toleranz üben, können wohl stolz auf das Geleistete, aber nie selbstzufrieden sein, denn diese Haltung wäre Erstarrung und Stillstand unserer Arbeit.

Es ist uns eine Freude und Ehre, daß der Landeskulturreferent zu uns gekommen ist und die Arbeit der Heimatforschung auszeichnet. Ich bitte ihn daher, zu uns zu sprechen und die Tagung zu eröffnen.

Nach der Begrüßung der Festgäste und aller Teilnehmer unterstrich Landesrat Leopold Grünzweig die Kulturbestrebungen des Landes Niederösterreich im allgemeinen und die des Waldviertels im besonderen und eröffnete hierauf die Tagung.

Walter Pongratz

Heimatsforschung, Heimatkunde heute

Heimat bedeutet einen bestimmten, begrenzten, in gewissem Sinne eigenständigen Landschaftsraum, der in ein bestimmtes Land, dem Heimatland, eingeordnet ist. Heimatsforschung im allgemeinen bezieht sich auf diesen begrenzten Landschaftsraum (Waldviertel), Landesforschung auf ein bestimmtes Land, zum Beispiel ein Bundesland.

OSR Prof. Otto Schilder hat in seinem Wort- und Sachregister für Heimatsforscher zum Schluß gesagt: „Die Heimat ist das Teuerste, was wir besitzen, und das Schönste, worüber wir schreiben können“.

Man kann nicht etwas lieben, was wir nicht kennen. Um die Heimat zu lieben, muß man sie kennenlernen. Dazu dient eben in hervorragendem Maße die Heimatsforschung und deren Ergebnis, die Heimatkunde. Mit Recht ist daher die Heimat der Ausgangspunkt des Unterrichtes schon in der Volksschule; Heimatkunde dient der Verwirklichung der lehrplanmäßig geforderten Bodenständigkeit des Unterrichtes.

Heimatkunde ist ein wesentlicher Bestandteil der Volksbildung. Auf die Bedeutung im Schulunterricht habe ich bereits hingewiesen. Heimatkunde gehört aber auch in den Bereich der Erwachsenenbildung. Deshalb gibt es unter den Arbeitsgemeinschaften des Nö. Bildungs- und Heimatwerkes neben solchen für Schrifttum, Musikpflege, Volkskunde, Chorschulung und Volkstanz auch eine Arbeitsgemeinschaft für Heimatsforschung; eine solche besteht auch hinsichtlich eines Nö. Landesviertels im Waldviertler Heimatbund.

Heimatkunde von heute kann sich nicht nur auf einzelne Teilgebiete allein, wie Orts-, Pfarr- oder Herrschaftsgeschichte, Naturkunde, Schulchronik oder Geschichte von Vereinen und Geldinstituten beziehen, sondern muß alle Lebensbereiche des Menschen in Vergangenheit und Gegen-

wart mit einbeziehen. Echte Heimatkunde in ihrer Zusammenschau aller Natur-, Geistes- und Gesellschaftswissenschaften überwindet deshalb bewußt die Zersplitterung der Wissenschaft in einzelne, beziehungslose Fächer, wenngleich auch in der Heimatforschung die vielen kleinen Teilergebnisse auf den Gebieten der Lokalgeschichte, Erdkunde, Kunstgeschichte, Volkskunde, Naturbeobachtung usw. notwendig sind, damit die große Zusammenschau für einen bestimmten Landschafts- und Lebensraum zustandekommen kann.

Eine gute, modern gestaltete Heimatkunde wird sich daher nicht mehr mit der aufzählenden Form einer Chronik begnügen. Sie wird das Erforschte und Erschaute auch nicht unverbunden nebeneinanderstellen, sondern die Lebenseinheit von Natur, Kultur und Geschichte aufzeigen. Sie wird von der heimatkundlichen Naturlandschaft zur Kulturlandschaft führen. Auch die Heimatkunde eines einzelnen Ortes, und sei er noch so klein, darf man nicht im luftleeren Raum sehen, sondern muß hineingestellt werden in eine größere Einheit gleicher geschichtlicher und kultureller Prägung, in das große Geschehen einer Landschaft, eines Landes, in welchem dieser Ort organisch eingegliedert ist. Die großen Ereignisse der Weltgeschichte strahlen bis in den kleinsten Ort aus.

Moderne Heimatforschung darf aber auch nicht zeitlich beschränkt sein. Sie muß auf die Erforschung der Vergangenheit ebenso Wert legen, wie auf die Wiedergabe der „lebendigen Geschichte“ — der sogenannten Zeitgeschichte oder Gegenwartskunde. So wäre es grotesk, die „neuralgischen“ Schnittpunkte der jüngsten Geschichte, wie die Jahre 1919, 1934, 1938 und 1945 bewußt zu übergehen, weil sie vielleicht da und dort ein „heißes Eisen“ berühren. Allerdings muß man in diesen Fällen besonders vorsichtig und objektiv vorgehen, da ja eine Heimatkunde nicht die Aufgabe hat, alte Wunden aufzureissen. Für die jungen Menschen, die seit 1934 zur Welt gekommen sind, bedeuten die Ereignisse jener Jahre ohnehin nur mehr historische Begebenheiten, so wie es die Hussitenkriege des 15. Jahrhunderts, der Schwedeneinfall 1645, die Napoleonskriege, der Erste Weltkrieg oder die Feudalherrschaft vor 1848 waren.

Alle vorher erwähnten Ereignisse haben irgendwie einen Niederschlag in den örtlichen Aufzeichnungen gefunden, aus denen man das Fühlen und Wollen der Menschen eines Ortes erfahren kann. Meist aber gibt es noch Zeitgenossen, die die örtlichen Begebenheiten aus eigenem Erleben kennen und bei richtiger psychologischer Behandlung diese auch lebhaft zu schildern vermögen. Zur Aufnahme dieser Berichte empfiehlt es sich, ein Magnetophongerät zu verwenden (Nebeneffekt: Erfassung der örtlichen Mundart!)

Es wird dann die Aufgabe des Heimatforschers sein, Spreu vom Weizen zu trennen und die Darstellung lebendig, anschaulich aber auch taktvoll zu gestalten.

Eines sei meinen Ausführungen vorangestellt: es gibt keinen geschichtslosen Ort in Niederösterreich und sei er noch so klein und bedeutungslos. Durch die Schaffung der Großgemeinden haben viele kleine Ortsgemeinden mit ihren Katastralgemeinden ihre Selbständigkeit verloren. Trotzdem besitzt jede der Katastralgemeinden ihre eigene Geschichte und Heimatkunde, auch wenn sie niemals geschrieben wurde. Daß heute immer mehr Heimatbücher von Großgemeinden entstehen, hat

seinen Grund hauptsächlich darin, daß nur die Großgemeinden finanziell in der Lage sind, die Druckkosten aufzubringen.

Die durch die Gemeindezusammenlegungen geschaffenen Großgemeinden von heute mit ihren modernen Verwaltungs- und Sozialstrukturen, wie sie erst in den letzten Jahren entstanden sind, bieten das beste Beispiel dafür, wie bewährte Einrichtungen des Mittelalters bis in die Gegenwart noch nachwirken können. Die mittelalterlichen Zentralorte als Burg- und Pfarrbezirke sind im wesentlichen identisch mit den heutigen Zentralorten. Wir erkennen in ihnen dieselben Orte, die sich schon im 12. und 13. Jahrhundert zu pfarrlichen, wirtschaftlichen und verwaltungsmäßigen Mittelpunkten entwickelt haben und erst 1850 durch die Aufhebung der Grundherrschaften und die Gründung von vielen selbständigen Ortsgemeinden einen großen Teil ihrer umfassenden Verwaltungsaufgaben, vor allem hinsichtlich des grundherrlichen Bereichs, verloren haben. Als Wirtschaftsmittelpunkt und vor allem in der Erhaltung des Pfarrbereiches blieb die Bedeutung dieser alten zentralen Orte bis zu ihrer Wiedererrichtung als Großgemeinde bestehen. Das obere Waldviertel bietet in dieser Hinsicht schöne Beispiele in den Orten Zwettl, Weitra, Schweiggers, Großgerungs, Heidenreichstein oder Litschau, um nur einige zu nennen. Gerade diese eben genannten Beispiele zeigen Ihnen, wie gegenwartsbezogen Heimatforschung und Heimatkunde betrieben werden können.

Wie schon gesagt, bezieht sich Heimatforschung auf alle Bereiche der Wissenschaften, im speziellen Fall natürlich unter Berücksichtigung der jeweiligen landwirtschaftlichen oder lokalen Gegebenheiten. Wo es keinen Bergbau, Weinbau, keine Flußschiffahrt oder Eisenbahnlinie gibt, kann man auch darüber nicht schreiben.

Ich habe in der dritten Folge der Zeitschrift „Das Waldviertel“ des Jahres 1972 unter dem Titel „Waldviertler Heimatforschung — Quellenkunde — Schrifttum“ einen Beitrag veröffentlicht (er ist auch als Sonderdruck erschienen), der versucht, allgemeine Gedanken und Hinweise zur Heimatforschung und zur Abfassung einer Heimatkunde zu geben.

Im Anhang zu diesem Artikel habe ich an einem praktischen Beispiel aus dem oberen Waldviertel den inneren Aufbau einer lokalen Heimatkunde zu skizzieren versucht. Dieser Artikel brachte mir zahlreiche Vorschläge zu Ergänzungen und Verbesserungen aus dem Leserkreis, wofür ich sehr dankbar war. Denn trotz aller Überlegungen übersieht man immer wieder wichtige Gesichtspunkte. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen kurz den Aufbau charakterisiere.

Nach den Kapiteln Landschaft, Bewässerung, Lage, Größe und Bevölkerung folgen eine Darstellung der sprachlichen Entwicklung des Ortsnamens und die Abschnitte über die Geschichte der Gemeinde, Pfarre, Herrschaft und Schule. In den weiteren Kapiteln werden die Kunstdenkmäler, das Rechtsleben, die Volkskunde, die Gesundheitspflege (Ärzte), die Wirtschaft und das Vereinswesen (z.B. Blasmusik, Feuerwehr) der Gemeinde in Geschichte und Gegenwart behandelt. Selbstverständlich gibt es besondere Abschnitte über die Natur (Tiere, Pflanzen, Steine), über Lokalsagen, Flurnamen, Naturkatastrophen und die Auswertung von statistischen Daten aller Art, die man am besten in graphischer Darstellung zum Ausdruck bringt.

In einem umfangreichen Tabellenteil scheinen die Namen der Richter, Bürgermeister, Lehrer, Ehrenbürger, der Toten beider Weltkriege usw. auf. In einem Heimatbuch einer Großgemeinde muß aber auch die Geschichte der einzelnen Katastralgemeinden in knappen Darstellungen vorhanden sein und soll ein Abriss der Häusergeschichte aufscheinen. Den Abschluß bilden das Quellen- und Literaturverzeichnis, das Sach-, Orts- und Personenregister, sowie der Bildteil. Um auch den Urlaubsgästen zusätzlich etwas zu bieten, werden die wichtigsten Ausflugsziele anhand einer Übersichtskarte beschrieben.

Ich bin mir bewußt, daß die Gestaltung eines Heimatbuches in diesem Umfang relativ viel Geld kostet. Man muß derzeit für ein Buch mit 300 Druckseiten und 32 Seiten Bildbeigaben ca. 100.000 Schilling Herstellungskosten rechnen, wenn man sich nicht für das viel billigere fotomechanische Klein-Offset-Verfahren (ca. ein Drittel) entschließt. Auch mit diesem ganz modernen Vervielfältigungsverfahren kann man schon sehr gute Veröffentlichungen erzielen. Glücklicherweise besteht heute ein sehr großes Interesse an heimatkundlichen Publikationen, die, bei geschickter Abfassung, auch im Schulunterricht Verwendung finden können; Voraussetzung ist allerdings, daß die sprachliche Gestaltung des Stoffes bei aller wissenschaftlichen Akribie, allgemeinverständlich, flüssig und lebendig erscheint. Das wird teilweise auch dadurch erreicht, daß man interessante archivalische Belegstellen in ihrem vollen, altertümlichen Wortlaut wiedergibt.

In jüngster Zeit erfüllt das „Heimatbuch von Ravelsbach“ von Rudolf Matzke zum Großteil meine theoretischen Forderungen. Es wurde hektographiert in 2 Bänden mit zahlreichen Zeichnungen und graphischen Darstellungen (Bevölkerung, Berufe, Alterspyramide usw.) herausgebracht. Im historischen Teil basiert es auf teilweise veralteten Grundlagen, die Siedlungsanalyse wurde nicht berücksichtigt.

Um die angestrebte Tiefenwirkung einer Heimatkunde zu erreichen und die Natur- wie Kulturgeschichte bis in die unmittelbare Gegenwart gestalten zu können, erweist sich eine Zusammenarbeit zwischen Stadt und Land, zwischen dem Lokalforscher, dem „Kleinarbeiter der Wissenschaft“ — meist ein Lehrer, Geistlicher oder ein aufgeschlossener Laie im Ort — und der „hohen Wissenschaft“, meist repräsentiert durch einen hochschulnahen Akademiker der historischen Fachrichtung, als äußerst vorteilhaft. Ich gebe zu, daß dies nicht eine alltägliche Sache ist, doch habe ich dies bei meinem im Druck befindlichen Heimatbuch über Großschönau erfolgreich praktiziert, indem ich gemeinsam mit dem Volksschuldirektor dieser Gemeinde den Inhalt gestaltete.

Es erhebt sich die Frage: Wie komme ich zu einem Fachmann? Im Verein für Landeskunde von Niederösterreich oder im Waldviertler Heimatbund werden sich immer Fachleute finden, die gerne dem Lokalforscher auf dem Lande mit Rat und Tat zur Seite stehen. Ich erinnere an den ehemaligen Archivdirektor des Nö. Landesarchives, Univ. Prof. Dr. Lechner, den Altmeister der Waldviertler Landesforschung, der immer gerne geholfen hat und seinerzeit durch die Nähe der Nö. Landesbibliothek und des Archivs — beide Institutionen muß ja der echte Heimatforscher früher oder später unbedingt kennenlernen — leicht zu erreichen war. Andererseits ist der „hochgelehrte“ Landesforscher, und sei er auch

ein berühmter Lehrer an der Universität, unbedingt auf die Ergebnisse der Kleinforschung an Ort und Stelle („Feldforschung“) angewiesen, denn wer sollte denn die Flurnamen, Kleinkunstdenkmäler, Hausinschriften, die Familiennamen an Ort und Stelle erfassen, als der ortsbekannte wissenschaftlich interessierte „Laie“? Gar nicht zu reden von den prähistorischen Bodenfunden, welche die „hohe Wissenschaft“ zumeist aufmerksamen Beobachtern auf dem Lande verdankt oder von den Hinweisen auf Lokaltraditionen, die heute von der Wissenschaft durchaus ernst genommen werden und nicht mehr als reine Fantasie abgetan werden. Ich könnte Ihnen viele diesbezügliche Beispiele bringen. Bauernfamilien, in denen angeblich „blaues Blut“ fließt, lassen sich auf die ehemaligen kleinal adeligen Wehrbauern zurückverfolgen, die Tradition im Zusammenhang mit der „Marktsäule“ zu Großschönau hat sich später tatsächlich als wissenschaftlich richtig erwiesen, die vielen „Schwedenschanzen“ und „Schwedenkreuze“ gehen allerdings auf hochmittelalterliche Begebenheiten zurück und manche der sogenannten „Opfer- oder Schalensteine“ des Waldviertels würden sich bei einer genaueren wissenschaftlichen geologischen und chemischen Boden- und Materialanalyse, wie es seit kurzem im benachbarten Mühlviertel durch ein Team von Fachleuten der öö. Landesregierung geschehen ist, wahrscheinlich als echte Kultmale erweisen.

Ich möchte zum ersten Teil meiner Ausführungen, der sich mit dem Wie der Gestaltung einer Heimatkunde beschäftigt hat, noch hinzufügen, daß sich der Heimatforscher von heute bei der Abfassung einer Heimatkunde schon der elektronischen Datenverarbeitung bedienen kann. Dieses großartige technische Hilfsmittel in Form des Computers erleichtert dem Forscher nicht nur die Routinearbeit bei der Abfassung der Register, sondern hilft ihm auch bei der Erstellung der Forschungsergebnisse. So sind vor kurzem zwei Dissertationen erschienen, deren Themen das Hochmittelalter betreffen, mit Hilfe der EDV erarbeitet werden konnten. Es waren dies eine Untersuchung des sozialen Auf- und Abstieges der niederösterreichischen Ministerialen zur Zeit der Babenberger auf Grund der Zeugenreihe in den landesfürstlichen Urkunden und der Heiraten des Ministerialenadels — auch die Kuenringer gehören dazu — untereinander. Es ergab sich dabei die interessante Tatsache, daß von 6 jungen männlichen Adeligen jener Zeit nur bei 2 die Möglichkeit zur Heirat gegeben war, hingegen unter 6 heiratsfähigen Mädchen schon für 4! Das Warum mußte allerdings der Forscher lösen. Diese Themen gehören zwar in die „hohe Wissenschaft“, ich könnte mir aber vorstellen, daß die EDV als Hilfsmittel auch für die Lokalforschung herangezogen werden kann. Noch sind die Kosten für die Inanspruchnahme dieser Einrichtung zu hoch, da der Forscher mit einem geschulten Programmierer zusammenarbeiten muß, doch wird sich dies sicherlich in den nächsten Jahren ändern . . .

Im zweiten Teil meiner Ausführungen möchte ich nun konkret zum „Woher“ der Unterlagen für eine Ortskunde Stellung nehmen. Es erscheint wichtig zu sagen, daß der Heimatforscher fürs Erste mit dem aufmerksamen Beobachten der Natur, der Siedlung, der Bewohner und ihrer Gebräuche in seiner unmittelbaren Umgebung auskommen wird. Eine Heimatkunde muß auf den natürlichen physiographischen Gegebenheiten aufgebaut werden. Ausschauen und Beobachten sind die Ausgangspunkte

unserer Forschung. Die Autopsie im Gelände gilt zunächst dem Verhältnis von Boden und Mensch, der Siedellandschaft, in der wir stehen. In diesem Sinne verlangt ja der bodenständige Unterricht das Hinauswandern in die unmittelbare Umgebung, wo die „Lehrmittel in Hülle und Fülle liegen“, wie der Altmeister des bodenständigen Unterrichts Hugo Bauer einmal gesagt hat. Von den Bodenbedingungen des Ortes ausgehend, von seiner Höhenlage, Klima usw. kommen wir auf die Siedellandschaft, die der Mensch geschaffen hat: Hier achten wir auf die Dichte der Siedlungen, auf ihre verschiedenen Formen, wie Einzelhof, Streusiedlung, Angerdörfer, auf die Verteilung von Städten und Märkten. Besondere Beachtung verdienen die Wehrbauten (Burgen und Schlösser) als Mittelpunkte alter Herrschaften in ihrer Lage zum Wald, zum Wegenetz, zu Nah- und Fernstraßen. Wir erkennen Höhen- und Sichtlage, die zumeist in ein altes Wehrsystem hineinpaßt. Alte Pfarrorte als geistige, kulturelle und wirtschaftliche Mittelpunkte einer Siedellandschaft, sind von ebenso großer Bedeutung, wie die Klöster (Beispiel Stift Zwettl!), welche die Kulturlandschaft mitgeprägt haben.

Und damit befinden wir uns schon mitten in den unmittelbaren Quellen zur Heimatforschung, die ihren Ausgang von der engsten Heimat nimmt. Lange bevor uns die schriftlich überlieferten Quellen zur Verfügung stehen, sagen uns die Siedlungs- und Flurformen des betreffenden Ortes über Ursprung, Gründung und früheste Geschichte aus. Man muß nur in diesen Formen lesen können. Als Hilfsmittel stehen uns da die Katastralmappen der einzelnen Gemeinden zur Verfügung, die 1825 entstanden sind und sehr viel über die Gründungsgeschichte des Ortes aussagen können. So zeigt uns die Struktur der Angerdörfer des oberen Waldviertels den hochmittelalterlichen Kolonisationstyp aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Die Angerdörfer des Waldviertels hatten einen ausgesprochenen wehrhaften Charakter (Anger = Sammelplätze der Wehrbauern des Grenzlandes, Grenzschutz!), während die Waldhufendörfer des 12. und 13. Jahrhunderts mit ihren langen Rodungstreifen eine spätere Landnahme charakterisieren. Selbst die Anzahl der Urlehen eines Dorfes, in bestimmten Gebieten des oberen Waldviertels meist 24 an der Zahl, können über den Rodungsherrn aussagen (z. B. Gründungen Zwettls!). Halb- und Viertelhehen weisen auf eine spätere Teilung der

Gottfried Oesterreicher

BUCHHANDEL

KREMS a. d. D., Utzstraße 9, Tel. (0 27 32) 24 34

BESORGT RASCHEST ALLE, WO IMMER ANGEZEIGTEN BÜCHER!

Bauerngüter hin, während die Doppel- und Zwielen durch Zusammenlegung mit den Gründen der verödeten Höfe, zwecks wirtschaftlich größerer Leistungsfähigkeit schon im Mittelalter entstanden sind. Auch heute können wir diese Beobachtung machen, wenn manche Bauern ihre Hausgründe und Felder an andere Dorfgenossen verpachten oder verkaufen und damit zur Entstehung von wirtschaftlich ertragreicheren Höfen beitragen.

Eine andere Art von heimatkundlicher Beobachtung im Gelände gilt den Namensformen, wie Gewässernamen, Orts-, Flur- und Riednamen. Die Flurnamen zeigen uns in ihren alten Formen die Naturverbundenheit und genaue Beobachtungsgabe unserer Vorfahren. Durch die Flurnamen gewinnen wir Aufschlüsse über abgekommene Siedlungen, die sogenannten Wüstungen, die vielfach nicht erst im Dreißigjährigen Kriege, sondern schon im Spätmittelalter entstanden sind.

Auch Kleinkunstdenkmäler, wie Marterln, Bildstöcke und Steinkreuze in Wald und Flur, Hauszeichen und Hausinschriften an den Höfen so wie Naturdenkmäler, wie besondere Steingebilde (Schalensteine) müssen gebietsweise erfaßt, katalogisiert und fotografiert werden. Diese Dokumentation gehört dann an sicherer Stelle, wohl in der Schule oder im Gemeindeamt aufbewahrt: sie dient dem Forscher als Grundlage für einen wesentlichen Teil des Kapitels Kunstgeschichte.

Von den Beobachtungen in Feld, Wald, Flur, Siedlungen und an Häusern führt der Weg zu noch lebenden Zeitgenossen, von denen manche noch sehr viel Selbsterlebtes oder Überliefertes zu berichten wissen. Der aufmerksame Beobachter stellt die Äußerungen des Volkes fest, Sitte und Brauch im Ablauf des Kirchenjahres und des Lebenslaufes der Menschen. Familienliturgie, religiöses oder sonstiges Brauchtum, Wallfahrten und Volksmedizin (Aberglauben) gehören ebenso hierher wie Tanz und Spiel, Sprichwörter, heitere Vierzeiler und echte Volkslieder. Eine besonders dankenswerte Aufgabe für den Heimatforscher ist die Aufzeichnung des alten, lokalgebundenen Sagengutes mit Angabe des Ortes und der Gewährsleute.

Sie haben nun bereits erkannt, welche Fülle von Möglichkeiten sich bietet, Heimatforschung auf engstem Gebiet zu betreiben, auch wenn keine Archive oder Bibliotheken unmittelbar zur Verfügung stehen. Um allerdings diese Beobachtungen richtig auswerten zu können und für eine gute Heimatkunde nutzbar zu machen, muß man gleichzeitig die in Frage kommenden Hand- und Sachbücher gründlich studieren. Lehrer und Volksbildner haben sicher viele von diesen Nachschlagewerken schon während ihres Studiums kennengelernt, denn jedes Geographielehrbuch beschäftigt sich beispielsweise mit Flur- und Siedlungsformen; es gibt Schulatlanten im kleinen oder den Niederösterreich-Atlas im großen, die auf einzelnen Blättern derartige Übersichtstafeln zeigen. Für jenen, der Heimatforschung ganz von vorne beginnen will, bieten sich grundsätzlich zwei gleichlaufende Wege an. Mit Beobachtungen und deren Aufzeichnungen, unterstützt durch das selbstverfertigte Lichtbild, beginnt man auf engstem Raum. Man sammelt vorerst alles Bemerkenswerte, auch wenn man nicht gleich für alles eine Erklärung finden kann. Gleichzeitig beginnt man mit dem Studium des einschlägigen Schrifttums von allgemein gehaltenen Fachschrifttum hinsichtlich eines größeren Landschaftsraumes, wie

es Niederösterreich oder das Waldviertel darstellen. Hier gibt es schon eine Fülle von guten Lehrbüchern und Nachschlagewerken, die dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse entsprechen und eigentlich in jeder größeren Schul- oder Volksbücherei vorhanden sein sollten. Im übrigen möchte ich bemerken, daß die großen in Frage kommenden öffentlichen Bibliotheken wie die Nö. Landesbibliothek oder die Universitätsbibliothek Wien sehr liberal auch nach auswärts entleihen. Dort kann jeder öffentlich Angestellte persönlich entleihen; aber auch Schulen, Pfarren, Gemeinden, Rechtsanwälte, Notare, selbst Firmenleitungen haben die Möglichkeit, Bücher im Wege der Fernleihe aus den genannten Bibliotheken sich kommen zu lassen. Einige grundlegende Handbücher, die man unbedingt kennen muß, gebe ich nun im folgenden bekannt:

Karl Gutkas. Geschichte des Landes Niederösterreich, 5. A., St. Pölten 1974 Literatur abschnittsweise.

Helmut Feigl. Die niederösterreichische Grundherrschaft. Wien 1964.

Leopold Schmidt. Volkskunde von Niederösterreich. 3 Bände. Horn 1966—1974. Literatur-Registerband.

Ferdinand Tremel. Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs. Wien 1969.

Handbuch der Historischen Stätten Österreichs. Band 1. Donauländer und Burgenland. Herausgegeben von Karl Lechner. Stuttgart 1970. Literaturangaben. Über 1416 Werke.

Historisches Ortsnamensbuch von Niederösterreich. Zusammengestellt von Heinrich Weigl, Karl Lechner u.a. 6 Bände. 1966—1975. Alphabetisch nach den ältesten historischen Nennungen der Orte. Umfangreiches Literaturverzeichnis.

Die **Burgenbücher** des Wiener Birken-Verlages. Das südliche Niederösterreich wurde ganz erfaßt, vom Waldviertel nur die Bezirke Gmünd, Zwettl, Pöggstall und Persenbeug. Wien 1971 und 1972.

Franz Eppel. Das Waldviertel. Seine Kunstwerke. Salzburg 1963 u. ö.

Dehio. Die Kunstdenkmäler Niederösterreichs. Wien 1972.

Österreichische Kunsttopographie. Wien 1907 ff. (Bezirke Krems, Horn, Zwettl, Waidhofen an der Thaya, Pöggstall und Stift Zwettl (1949)).

Niederösterreich-Atlas. Wien, Akademie der Wissenschaften. 1951—58.

Topographie von Niederösterreich. Buchstaben A—P. Wien 1871/1925. Teilweise veraltet.

Sehr veraltet hinsichtlich der wissenschaftlichen Erkenntnisse:

Kirchliche Topographie und die nö. Topographie von **Schweickhart**.

Leider sind gerade die letztgenannten Werke am bekanntesten und werden immer kommentarlos zitiert. Eine moderne Heimatforschung muß sich auch kritisch mit dem alten Schrifttum auseinandersetzen und wenn möglich nur neuere Werke benutzen. Eigentlich sollte bei allen Schrifttumsverzeichnissen die Qualifizierung der einzelnen Werke angeführt werden.

Vor allem bieten die landeskundlichen Dissertationen (Universitäts-Bibliothek Wien und Niederösterreichisches Landesarchiv), besonders der letzten Jahrzehnte, hervorragendes Material für den Heimatforscher (z.B. über Zeitungen, Reformation und Gegenreformation, Bereitungsbuch).

Ihre Literaturzusammenstellungen sind echte Beispiele von fachlichen Dokumentationen.

Große Bedeutung für die Heimatforschung hat immer noch G u s t a v Winter, die vierbändige Ausgabe der nö. Banntaidinge (Wien 1886—1913) mit ausgezeichnetem Glossar der Fachausdrücke aus dem früheren Rechts- und Volksleben. Diesbezüglich hat auch OSR Prof. Otto Schilder versucht, in seinem 1972 erschienenen „Wort- und Sachregister für Heimatforscher“ einem echten Bedarf nachzukommen. Leider erfüllt es nicht alle Voraussetzungen.

Über Siedlungs-, Flur- und Hausformen Niederösterreichs besitzen wir von Prof. A. K l a a r die 1942 erschienene „Siedlungsformenkarte der Ostmark“, insbesondere das Blatt für Niederösterreich und die grundlegende Darstellung für das Waldviertel im 7. Band des Sammelwerkes herausgegeben von E. Stepan im Jahre 1937.

Hinsichtlich der Naturwissenschaften Niederösterreichs erwähne ich die dreibändige Ausgabe von E r w i n J a n c h e n, Flora von Wien, Niederösterreich und dem Burgenland, Wien 1966 ff. (Verein für Landeskunde von Niederösterreich), von A l o i s S i g m u n d, Die Minerale Niederösterreichs, Wien 1937 und E r i c h T h e n i u s, Geologie der Österreichischen Bundesländer, Niederösterreich, Wien 1974²). In den einzelnen Registern finden wir auch Ortshinweise.

Das Waldviertel ist von allen vier niederösterreichischen Landesvierteln wissenschaftlich am besten erschlossen. Hier besitzen wir das siebenbändige Sammelwerk „Das Waldviertel“, herausgegeben von H. Stepan in Wien 1926—1937, dessen 7. Band die grundlegenden Veröffentlichungen von K. L e c h n e r über Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte, von A. K l a a r über Siedlungsformen und Hausformen, von H. W e i g l über Flurformen und von Franz Freitag über „Das Waldviertel als Sprachraum“ enthält. Die anderen 6 Bände umfassen Urgeschichte, Naturwissenschaften, Kunstgeschichte, Land- und Forstwirtschaft, Volkskunde und Literaturgeschichte. Die Arbeiten sind leider etwas schwierig benützlich, da es kein Register gibt.

Wichtige heimatkundliche Literatur enthalten auch die landeskundlichen Zeitschriften, von denen ich die „Blätter des Vereins für Landeskunde“ (seit 1865), „Unsere Heimat“ (seit 1928) und die seit 1927 (mit Unterbrechung 1938—1951 erscheinende Zeitschrift „Das Waldviertel“ erwähnen möchte. Zeitschriften sind ja nicht nur hinsichtlich ihrer Beiträge wertvoll, sondern auch in bezug auf heimatkundliche Neuerscheinungen, die darin erstmals besprochen werden.

Vom Allgemeinen zum Speziellen fortschreitend, wird sich nun der Heimatforscher für die Bezirks-, Gemeinde- und Ortskunden interessieren müssen, sofern solche vorhanden sind. Nur selten gibt es zufriedenstellende. Fast immer muß man die älteren mit Vorsicht genießen, da sie oft auf gänzlich überholten Anschauungen und unrichtigen wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen. Dies gilt in noch stärkerem Maße von den handgeschriebenen Gemeinde-, Schul- und Pfarrchroniken und Vereinschroniken, die meist nur hinsichtlich ihrer aktuellen Lokalnotizen brauchbar sind. Gute Arbeit eines Verfassers: R u p e r t H a u e r: Heimatkunde des Bezirkes Gmünd. 2. A. Gmünd 1951 (in den historischen Erkenntnissen über das Mittelalter überholt).

Bevor ich auf die handschriftlichen Primärquellen, die verschiedenen für den Heimatforscher in Betracht kommenden Archivalien zu sprechen komme, möchte ich noch kurz einige wichtige gedruckte Quellenwerke charakterisieren. Es gehören hiezu die im Druck erschienenen Urkundensammlungen und Traditionskodizes, wie sie vor allem über die geistlichen Grundherrschaften in den „Fontes Rerum Austriacarum“ schon im vorigen Jahrhundert erschienen sind (Stift Zwettl!). Es zählen hieher die schon genannten Weistümertexte (Gustav Winter), die geschichtlichen Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt, 15 Bände, die niederösterreichischen Amtskalender seit 1865 ff., die einzige Stelle, wo man bei kleineren Orten die Bürgermeister und Gemeindeärzte verzeichnet findet — so wie die veröffentlichten Ergebnisse der Volkszählungen (seit 1850), Agrarstatistiken und Wirtschaftserhebungen. Eine für die Geschichte einer kleinen Gemeinde, wo es keine Gemeinderatsprotokolle und Chroniken mehr gibt — dies trifft fast bei allen ehemals selbständigen, nun zu einer Großgemeinde gehörigen Orte zu — sind die niederösterreichischen Wochenzeitungen, manche von ihnen erscheinen schon seit mehr als 100 Jahren, die wichtigsten Primärquellen für das kulturelle, wirtschaftliche und soziale Geschehen. Hier lassen sich die Entwicklung der politischen Strömungen und Parteien, die Gründung von lokalen Vereinen oder Veranstaltungen kultureller Art am besten verfolgen. Die Heranziehung einer Zeitung als Geschichtsquelle ist mühsam und erfordert kritische Stellungnahme hinsichtlich allzu einseitig gefärbter Meinungen der Mitarbeiter.

Erst wenn wir alle erreichbaren gedruckten Einführungen, Handbücher, Nachschlagewerke, Dissertationen, Bezirks- und Ortskunden, Fachartikel und gedruckten Quellenwerke durchgeackert haben, werden wir uns den handschriftlich erhaltenen Primärquellen zuwenden. Dies erfordert als Voraussetzung eine gewisse Schulung im Handschriftenlesen und im historischen Amtsstil. Im allgemeinen ist dies nicht so schwierig, da man sich bald in eine Handschrift eingelesen hat. Neben den schon erwähnten Lokalchroniken stehen uns als hervorragende Primärquelle die Kirchenbücher (Matrikenbücher), die oft bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen zur Verfügung. Kirchenbücher sind nicht nur für die Erstellung einer Familiengeschichte von Bedeutung, sie verzeichnen die ältesten namentlich bekannten Einwohner, ihre Berufe und soziale Stellung (Richter). Geburts-, Sterbe- und Trauungsmatriken bieten hinsichtlich der früheren Jahrhunderte vielfach die einzigen Unterlagen für die Bevölkerungsgeschichte und Bevölkerungsbewegung. Aus ihnen kann man zumeist auch die älteste Geschichte der Schule und die frühesten Schulmeister erarbeiten.

Wichtige Quellenwerke für die Geschichte des Grundbesitzes und der bäuerlichen Abgaben sind die Urbare, Grund- und Steuerbücher, Waisen- und Heiratsprotokolle, die bei günstiger Quellenlage oft bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen. Sie wurden ursprünglich von den zuständigen Herrschaftskanzleien geführt und gelangten nach 1850 teilweise in öffentliche Archive, wie in das niederösterreichische Landesarchiv in Wien, um nur eines der wichtigsten Archive zu nennen. Die heute in den Bezirksgerichten aufliegenden Grundbücher ermöglichen zusammen mit älteren Archivalien die Erstellung einer Häusergeschichte. Über die vielen noch bestehenden öffentlichen und privaten Archive in Niederösterreich geben

Nachschlagwerke oder Auskunftskarteien im Landesarchiv Auskunft. Eine Gruppe von Archivalien, die für den Heimatforscher von besonderer Bedeutung sind, möchte ich noch hervorheben. Es sind dies die sogenannten Steuerfassungen, die in den Jahren 1750, 1786 und 1823/25 von der Regierung angelegt wurden und alle Hausbesitzer der einzelnen Orte und Herrschaften namentlich samt dem Ausmaß, Wert und Erträgnis ihrer Grundstücke anführen. Die Katastralmappen, 1825 entstanden, geben den ersten, ausführlichen Ortsplan wieder und sind heute noch die Grundlage jeder Gemeindemappe.

Die letzte Frage, die ich heute anschnneiden will, ist die, wie sich die Heimatforscher gegenseitig helfen können. Hier kommen vor allem die Vereinigungen Gleichgesinnter in Frage, wie sie sich uns heute im Verein für Landeskunde von Niederösterreich, der Arbeitsgemeinschaft der Heimatforschung des Waldviertler Heimatbundes darbieten. Alle drei Vereinigungen geben Zeitschriften oder Mitteilungsblätter heraus und organisieren gesellschaftliche Veranstaltungen. Wichtig wäre es, wenn in jedem Bezirk ein ehrenamtlicher Heimatpfleger seinen Sitz hätte, der mit dem Bundesdenkmalamt und mit den anderen Forschern des Bezirkes den Kontakt pflegen würde und vor allem die heimatkundlichen, lokalen Neuerscheinungen erfassen und einer Zentralstelle melden könnte. Dieser könnte auch die Kontakte zu führenden Landesforschern vermitteln.

Es müßte eine Kartei der nö. Heimatforscher oder auch nur der eines Landesviertels angelegt werden, welche neben dem Wohnsitz vor allem das spezielle Forschungsgebiet verzeichnet. Sie sollte auch deren Publikationen und Sammlungen umfassen und gegebenenfalls eine Bemerkung über deren Benützbarkeit enthalten.

Besonders wichtig wäre eine Schrifttumsnachweisstelle (Dokumentationszentralstelle), die nicht nur das selbständig erschienene Schrifttum erfaßt, sondern auch den Inhalt von Zeitschriften und Zeitungen heimatkundlich erschließt und auswertet. Dazu gehörte eine Zentralkartei der handschriftlichen Primärquellen, z.B. der Urbare und Grundbücher sowie ein Verzeichnis über die Aufbewahrungsorte der ehemaligen Herrschaftsarchive. Denn diese sind oftmals sehr zerstreut und werden an Orten aufbewahrt, wo man sie gar nicht vermuten würde.

Wichtig ist die mindestens einmal im Jahre organisierte Zusammenkunft (Tagung) von Heimatforschern mit besonderen lokalen Schwerpunkten, wie es vom Bildungs- und Heimatwerk schon seit Jahren praktiziert wird.

Diese Zusammenarbeit müßte sich auch auf eine regelmäßige und in kürzeren Zeitabständen zu erfolgende Veröffentlichung von Forschungsergebnissen, Tagungsberichten und die Bekanntmachung von Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Heimatkunde und Heimatpflege beziehen. Dazu dienen nicht nur die schon genannten landeskundlichen Zeitschriften in Niederösterreich, sondern auch manche regelmäßig oder zeitweise erscheinenden Kulturblätter verschiedener Gemeinden, die Kulturberichte des Nö. Presseamtes sowie die gut geleiteten kulturellen Beilagen der Amtsblätter einzelner Bezirkshauptmannschaften. Leider fehlt bisher, wie schon gesagt, eine zentrale Stelle, die das landeskundliche Schrifttum systematisch sammelt und es der Benützung erschließt (= dokumentiert). Vor allem wäre hiezu, wie in anderen Bundesländern, die Nö. Landesbi-

bliothek berufen, doch schien dies bisher an Geld- und Personalmangel zu scheitern. Eine Bibliographie der selbständig erschienenen heimatkundlichen Literatur bieten die Zuganglisten der Landesbibliothek, die fallweise und jährlich in „Unserer Heimat“ selbständig veröffentlicht werden (5-Jahres-Zusammenfassung 1969—1973).

Die Erforschung der engsten Heimat, wo immer sie auch sein mag, in einer Stadt oder in einem weltabgeschiedenen Landwinkel, ist eine stille, viel Geduld, Zeit, Fleiß und Ausdauer beanspruchende Tätigkeit. Zu ihr gehört Idealismus, der heute, in unserer materialistischen Zeit, schon sehr selten geworden ist. Bei der Heimatforschung läßt sich nicht viel verdienen, im Gegenteil, man braucht neben Zeit manchenmal auch Geld. Aber sie ist viel mehr als eine bloß nette Freizeitgestaltung, sie ist Dienst an der Heimat, an seinem Vaterland. Wo immer man dieses weite Feld der Betätigung anfaßt, ist es interessant und bietet oft echte Überraschungen. Wer einmal in den Bann der Heimatforschung geraten ist, den läßt sie zeitlebens nie mehr los.

Herwig Friesinger

Besiedlung des Waldviertels vor der bayerischen Landnahme mit besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in Gars, Thunau

Der Vortragende konnte den genauen Text seiner Ausführungen nicht zur Verfügung stellen, da dieser einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben mußte. Wir bringen im folgenden einen Auszug des Vortrages.

Die ältesten sichtbaren Zeugen für die Besiedlung des mittleren Kampales im Garser Raum stellen die Siedlungsplätze von Kamegg, Plank und Tautendorf dar, die in die jüngere Altsteinzeit (von 10.000 v. Chr.) gestellt werden können. Eine kräftige Wärmeperiode (10.000—8000 v. Chr.) bewirkte, daß Elch, Riesenhirsch, Ur, Wisent, Wildpferd und Bär in stärkerem Maße in den Vordergrund treten. Aus dem Bereich des Kampales sind es wieder die Fundstelle von Kamegg und weiters die Fundplätze in Horn, Galgenberg und Limberg, die derartige Funde der Mittelsteinzeit aufweisen. In dieser Übergangsperiode der menschlichen Entwicklung, in der die allmähliche Wandlung des bisherigen Jägers und Sammlers zu einem seßhaften, den Boden bearbeitenden Bauern vor sich geht, setzt auch die derzeitige Verwaltung des Waldviertels ein und ist im ausgehenden 5. Jahrtausend v. Chr. weitgehend abgeschlossen. Waren es bisher nur Geräte aus Knochen und Stein, die uns, zusammen mit den Grabungsaufschlüssen, Einblick in die Lebensverhältnisse dieser ersten Bewohner des Kampales geben, sind die Funde der nun beginnenden Jungsteinzeit (6./5. Jahrtausend) bedeutend vielfältiger. Bedingt durch den intensivierten Ackerbau entstehen großflächige Dörfer, die durch relativ lange Zeitabschnitte besiedelt waren. Das Fundmaterial zeigt nun neben Stein- und Knochengeräten vor allem zahlreiche aus Ton herge-

stellte und gebrannte Gefäße und aus Bachgeröllen stammende Beile und Äxte, die geschliffen wurden. Typische Beispiele sind die Ansiedlungen von Maiersch, Zaingrub, Kotzendorf, Mörtersdorf und Rosenberg.

Im 3. Jahrtausend kommt es zu einer explosionsartigen intensiven Siedlungstätigkeit. Es sind nun gegen 50 Fundstellen, die allein im Raum zwischen Horn und Plank am Kamp aus dieser Zeit entdeckt wurden. Kennzeichnend für diese Siedlungen ist wieder die Keramik mit Resten alter Bemalung, Teile von Frauenfiguren, sogenannter Idole, sind die charakteristischen Funde dieser Epoche. (Beispiel: Bruchstück von der Siedlung in Thunau, Flur Donnersreith.) In diesem Abschnitt der menschlichen Entwicklung wird erstmals die Anhöhe der Holzweise besiedelt. Der Gföhlerwald, eine stark durch tief eingeschnittene Bagerinne gegliederte, weilige Hochfläche, die im Norden und Osten vom Kamp umflossen ist, fällt im Gemeindegebiet von Gars fast senkrecht in das Kamptal ab. Die Entwässerung dieses Gebietes erfolgt durch Wassergerinne, die dem Kamp zulaufen. Neben den Bächen standen in der Urzeit einige heute größtenteils ausgetrocknete Tümpel zur Wasserversorgung zur Verfügung. Westlich der Ortschaft Thunau am Kamp liegt zwischen Goldberg im Norden und dem Wachtberg im Süden ein Höhenrücken mit mehreren gegen Norden und Osten abfallenden Terrassen, der dann steil zum Kamp abbricht. Der wesentliche Teil davon, „Schanzberg“ genannt, ist mit einem ovalen, im Gelände deutlich sichtbaren Wall umgeben. Gegen Osten schließt daran die in mehreren Terrassen aufgegliederte, nach Norden und Osten abfallende „Holzweise“. Der südwestlich steil gegen den Kamp abfallende Teil, der durch drei künstliche, tief in den Felsen eingeschlagene Gräben von der westlichen Fläche abgetrennt ist, trägt die Ruine einer mittelalterlichen Burg und wird „Schimmelsprung“ genannt. Im Tal, am Fuße der „Holzweise“ und des „Schimmelsprungs“ liegt die heutige Katastralgemeinde Thunau, in deren Bereich ein großes slavisches Gräberfeld anlässlich des Baues der Kamptalbahn 1888 zerstört wurde.

Rund um die Wasserstellen südöstlich des „Wachtbigls“ bei Wanzenau, bei Etmannsdorf, auf der Anhöhe des „Taborberges“, sowie einiger weiterer zwischen der Flur Donnersreith und der Gemeinde Tautendorf entstanden im 3. Jahrtausend v. Chr. eine relativ große Anzahl von Ansiedlungen. Sie befinden sich nicht mehr wie die in Mold, Rosenberg, Zaingrub usw. in den relativ flachen Niederungen, sondern auf den Anhöhen des Gföhlerwaldes, der im Osten vom Kamp begrenzten Hochflächen. So finden wir in der Flur Donnersreith und auf der vom Wurzelsteigbach und vom Schimmelsprung begrenzten Höhe des Schanzberges, beziehungsweise der Holzweise drei derartige Siedlungsplätze. Die Reste der Ansiedlung auf der Holzweise zeigen noch keine Hinweise, daß diese dörfliche Anlage durch einen Wall oder Graben geschützt gewesen wäre. Im Laufe der späten Jungsteinzeit hört dann die Besiedlung auf der Holzweise fast gänzlich auf. Erst in der jüngeren Urnenfelderkultur (1000—800 v. Chr.) setzt wieder eine intensive Besiedlung ein. Auffälliges Merkmal dieser neuen Siedlung ist einerseits ihre Lage und großflächige Ausdehnung über die gegen Nordosten zu dem Wurzelgraben, beziehungsweise zum Felsabbruch im Osten abfallenden Hangterrassen, andererseits die Errichtung eines mächtigen Befestigungswerkes, das den Siedlungs-

raum, der mehr als 10 Hektar beträgt, gegen Westen zu von der übrigen Hochfläche abschneidet. Der aus einer Holz-Erde-Stein-Konstruktion errichtete Wall mit vorgelagertem Graben setzt an der schmalsten Stelle dieser gegen Osten abfallenden Kuppe am Übergang vom Schanzberg zur Holzwiese mit einer Basisbreite von fast 20 Meter an und verläuft dann in Richtung Norden, wo er knapp vor der gegen Osten verlaufenden, natürlichen Nordkante des Höhenrückens endet. An der natürlichen Nordkante beginnt ein gegen Nordosten in Richtung Tal hangabwärts verlaufender Wallbau, der aus übereinander und nebeneinander gesetzten, hölzernen Blockbauten besteht, deren Innenraum mit Erde und Steinen gefüllt ist. In dieser Weise verläuft der gesamte Wall in Richtung Wurzelsteiggraben, wo sich eine Toranlage vermuten läßt. Von hier verläuft der Wall dann in Richtung Osten parallel zum Wurzelbach und endet am Felsenabbruch, der die Holzwiese im Osten begrenzt.

Der gesamte vom Wall umgrenzte Raum ist bis in die jüngere Urnenfelder-Kultur (etwa um das Jahr 1000 v. Chr.) besiedelt gewesen. Hier wurden viele interessante Funde gemacht (Gefäße, Saugfläschchen, verkohltes Getreide). Westlich dieser Anlage wurde ein Friedhof mit typischen Bestattungen gefunden. Ein Großteil dieses Friedhofes, der zum Teil vom mächtigen Wallbau des Frühmittelalters überlagert ist, wurde anlässlich dieses Baues im ausgehenden 9. Jahrhundert n. Chr. zerstört.

Das Ende der ersten, großen, stark bewehrten Siedlung ist um 800 v. Chr. anzusetzen; sie scheint allmählich aufgegeben und wieder in tiefere Lagen, wie in das Gebiet östlich von Gars bei Maiersch, verlegt worden zu sein. Dies hängt ohne Zweifel mit der Konsolidierung der politischen Verhältnisse zusammen. Im 9. vorchristlichen Jahrhundert war die Wanderung der „Nördvölker“ quer durch Europa abgeschlossen und der Prozeß der Indogermanisierung im großen und ganzen beendet. Somit bestand keine unmittelbare Notwendigkeit, die Siedlungen entsprechend zu befestigen oder weiterhin in hochgelegene, für die Ausbreitung ungünstige Wohngebiete zu verlegen.

Wie die Funde bezeugen, blieb die Hochfläche während der Hallstattkultur und der Latènezeit nicht gänzlich unbesiedelt. Vor allem im nordöstlichen Teil der Schanze und auf der Terasse der Holzwiese finden sich Spuren einzelner Siedler.

Auch die Ankunft römischer Besatzungstruppen an der Donau und ihre vereinzelt Vorstöße über die Donau hinaus änderten nichts am Bild der Besiedlung dieses Gebietes. Während in Straning, in Gars, in Maiersch und in Zaingrub markomannische Siedler gemeinsam mit Resten der kelto-illyrischen Grundbevölkerung lebten, und teilweise ausgedehnte Dörfer bewohnten, war auch der Bereich der Holzwiese nicht unbesiedelt. Auch nach dem Zusammenbruch der reichsrömischen Grenzverteidigung an der Donau blieb die Hochfläche von Thunau immer noch besiedelt. So fand sich auf den Resten des verfallenen urnenfelderzeitlichen Wallbesatzes eine germanische Hütte aus dem 5. Jahrhundert.

Im 6., 7. und in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts scheint keinerlei Besiedlung des Höhenrückens stattgefunden zu haben. Es lassen sich aber auch im Kamptal selbst und am Westabfall des Manhartsberges kaum Spuren einer längerdauernden Besiedlung nachweisen, wenn man von awarischen Kleinfunden aus der Mitte des 8. Jahrhunderts absieht. Erst

gegen Ende des 8. Jahrhunderts wird die Hochfläche der Holzwiese von neuem besiedelt. Sichtbarer Ausdruck dieser Besiedlung sind slawische Hügelgräber nordwestlich der „Schanze“, so wie wir sie auch in anderen Gebieten des Waldviertels (Messern, Irnfritz, Stfaningersdorf, Maria Tafelr, u.a. kennen. Die slawischen Neusiedler, die aus dem nördlichen Böhmen und südwestlichen Mähren hierhergekommen waren, hatten ihre Hütten auf den obersten Terrassen der Holzwiese. Schon bald, noch vor der Mitte des 9. Jahrhunderts, wurde diese Siedlung beträchtlich größer. Im Laufe der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts wurden zwei neue Gräberfelder im Bereich der heutigen Befestigungsanlagen der Schanze angelegt. Charakteristische Beigaben geben Einblicke in die Jenseitsvorstellungen dieser Bevölkerung. Zu dieser Zeit wird auch die erste slawische Befestigungsanlage errichtet. Der hier errichtete Wall bestand aus einem eng gelegten Holzrost, wobei die einzelnen Holzbalken miteinander verpfettet wurden. Dieser Rost wurde mit an Ort und Stelle gebrochenem, anstehendem Felsgestein (Gneis) gefüllt. Der Weg in das Tor, das an der schmalsten Stelle lag, ist noch heute sichtbar. Die Siedlung auf der Hochfläche und auf den gegen Nordosten abfallenden Hängen der Holzwiese erstreckte sich über den gesamten Bereich der ehemaligen urnenfelderzeitlichen Befestigung, im Südteil reichte sie sogar über den natürlichen Hangabbruch hinaus und wurde hier ebenfalls von einem aus Holz und Steinen errichteten Wall geschützt. Grundrisse rechteckiger Ständerbauten mit Steinherden, Backöfen und Eisenverhüttungsanlagen geben Einblick in die Lebensweise dieser Bevölkerung.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zeitabschnitt ein aus dem Gräberfeld vor der Toranlage stammendes, beschädigtes Bleikreuz mit Christusdarstellung, das als Taufgeschenk von Missionaren an slawische Täuflinge angesehen wird. Andere Taufkreuze, die aus der gleichen Gußform hergestellt wurden, sind auch in slawischen Friedhöfen im Weinviertel und in der CSSR gefunden worden. Wir dürfen hier bayrische Missionstätigkeit in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts annehmen. Einen bedeutenden Umbau erfuhr die befestigte slawische Siedlung auf der Holzwiese am Ende des 9. Jahrhunderts. Einerseits wurde sie um den Bereich der Schanze in Richtung Westen erweitert, andererseits hatte man die Südbefestigung auf die Abbruchkante zurückgenommen. Gleichzeitig wurde auch die Befestigungsmauer an der Nordseite parallel zur neugebauten Südbefestigung im oberen Drittel der Hangterrassen errichtet. Die Schanze, die rechteckig gebaut ist, erhielt zwei Tore, die anfangs des 10. Jahrhunderts mit Tortürmen ausgestattet wurden, deren Rekonstruktion in der Sonderausstellung des Krahuletzmuseums in Eggenburg zu sehen ist. Der Wall der Schanze, der anlässlich der Grabungskampagnen in den letzten Jahren genau untersucht wurde, besteht aus nebeneinander gesetzten Holzkästen, die mit Verwitterungsgneis gefüllt sind. An der Innenseite befinden sich kasemattenartige Blockbauten angebaut, während der Innenraum der Schanze frei blieb. Der Wall war mit Palisaden gekrönt und mittels Leitern ersteigbar. Die slawische Bevölkerung dieser befestigten Siedlungsanlage bestattete ihre Toten im Südteil von Thunau, doch wurden diese Gräber anlässlich des Bahnbaues 1888 zum Großteil zerstört. Nur wenige Funde konnten damals durch Johann Krahuletz geborgen werden. Die hier bestatteten ehemaligen

Bewohner der Schanze waren bereits christianisiert und standen mit den im Donauraum sitzenden fränkischen Grundherren in regem Handelsverkehr. Die Anlage, die dem 10. Jahrhundert angehört, weist einige Umbauten auf, die wohl durch kriegerische Auseinandersetzungen mit den fränkischen Nachbarn notwendig geworden waren. Aus einer Urkunde des Jahres 1902/03 wissen wir, daß ein „venerabilis vir“ namens Joseph für sein Seelenheil dem Bischof von Freising Besitz im Gebiet von Stiefern übergab. Der Titel und die Zeugen des Schenkungsaktes beweisen, daß es sich hier um einen slawischen Fürsten handelte, der ziemlich sicher in der slawischen Wallburgsiedlung auf der Holzweise seinen Sitz hatte. Vermutlich war er auch der Erbauer der Schanze, deren Errichtung eine straffe, von einer einflußreichen Persönlichkeit getragene Organisation voraussetzt.

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts wurde diese Wallburg gewaltsam erobert, wie uns Brandreste und Skelettfunde pietätlos in Gruben verscharrter Menschen beweisen. In den Altaicher Annalen wird zum Jahre 1041 berichtet, daß Leopold der Sohn des Markgrafen Adalbert im Zuge der kriegerischen Auseinandersetzungen mit Böhmenherzog Bretislav eine Burg an der Grenze der böhmischen Mark gelegen, die vorher seinem Vater gewaltsam entrissen worden war, eroberte und zerstörte. Bemerkenswert ist auch in diesem Zusammenhang der Fund von mehreren ganzen und zerbrochenen Mühlsteinen in den beiden Torräumen der Schanze. Sie stammen, wie nachgewiesen werden konnte, aus einem Mühlsteinbruch im Gemeindegebiet von Altenhof, das dem Slawenfürsten unterstand. Die nicht zufällige Deponierung von Mühlsteinen in beiden Toren sollte wahrscheinlich bedeuten, daß sie, als zum täglichen Leben gehörig, nicht mehr verwendet werden durften und die Siedlung für immer unbewohnbar bleiben mußte. Die „Schanze“ wurde zu einem „verrufenen Ort“, den die Leute noch zu Krahuletz' Zeiten ängstlich mieden. Daß diese Anlagen nicht mehr besiedelt wurden, haben auch die archäologischen Untersuchungen klar bewiesen.

Die siegreich vordringenden Babenberger übernahmen nun den alten Burgbezirk, errichteten aber weiter unten im Tale, ebenfalls am rechten Kampufer, eine neue Burg, deren ältester Teil um etwa 1050 erbaut wurde. Damit übernahmen nun die Babenbergischen Markgrafen die Kontrolle über diesen strategisch bedeutsamen Platz, der an der Grenze des damaligen Reichsgebietes lag. Sie übernahmen hier gleichzeitig einen schon funktionierenden und wohl nach fränkischem Vorbild ausgerichteten Verwaltungsbezirk.

Es zeigte sich, daß der Westabfall des alten, verlassenen Siedlungsgebietes erst wieder im Verlaufe des Hochmittelalters, im Zuge der Erbauung der Burg der Herren von Thunau, der heutigen Ruine Schimmelsprung, begangen wurde und der teilweise gepflasterte Fahrweg zu dieser Burg durch das inzwischen zusammengefallene Nordtor der „Schanze“ führte. Die Marktsiedlung Gars entstand aber am Ostufer des Kampflusses.

Literatur:

Die Befestigungsanlagen in Thunau — 5000 Jahre Siedlung im Garser Raum. Mit Beiträgen von Herwig und Ingeborg Friesinger und Johann Krahuletz. Katalog der Sonderausstellung. Eggenburg, Krahuletz-Museum 1975.

Zur Besiedelung des Waldviertels im Frühen und Hohen Mittelalter

Die Besiedelung des Waldviertels am Ende des ersten Jahrtausends ist durch schriftliche Quellen kaum belegt. Sie lassen über die Vorgänge der Karolingerzeit nur unklare und vorsichtige Schlüsse zu¹⁾. Um so wichtiger sind daher die von der Frühmittelalterarchäologie gelieferten Erkenntnisse, die wir soeben hörten²⁾. Ergänzt und vervollständigt werden diese Forschungen in erster Linie durch unser Wissen über Ortsnamen, die in erschöpfenden Werken behandelt sind³⁾. Im Vergleich dazu konnte eine weitere Disziplin, die Siedlungsgeschichte, ihre Ansichten noch nicht festigen⁴⁾, wie sich gleich herausstellen wird.

Lange Zeit wurde die Meinung vertreten, die verschiedenen Völker hätten sich zeitlich sehr deutlich abgelöst, ihr Auftreten sei ganz bestimmten Epochen zuzuschreiben, keltisches Kulturgut sei folglich stets das älteste, ihm folge das römische, allenfalls das germanische, dann, zeitlich wieder gut abgrenzbar, das slawische und zuletzt das bairisch-deutsche. Deshalb wurden slawische Ortsnamen grundsätzlich für älter als deutsche gehalten, schlichtere Siedlungsreste ebenfalls lieber den Slawen als den Baiern zugeschrieben⁵⁾. Gegen diese noch etwas zu simple Theorie erhob Lechner schon vor Jahrzehnten seine Einwände und strich die Argumente heraus, die das Nebeneinanderleben verschiedener Stämme und Völker bewiesen⁶⁾. Trotz dieser Kriterien konnte sich Straßberger noch vor wenigen Jahren nicht entschließen, eindeutig frühe deutsche Ortsnamen dem Frühmittelalter zuzuschreiben, er war allenfalls bereit, auch slawische Bezeichnungen als relativ jung zu akzeptieren, machte aber ansonsten keine Zugeständnisse an die älteren Theorien⁷⁾.

Inzwischen wissen wir, daß bis zum 12. Jahrhundert — erst damals wurde der gesamte kultivierbare Raum Niederösterreichs, von kleineren Landstrichen abgesehen, durchgehend erschlossen — der Menschenbedarf so groß war, daß bis zu diesem Zeitalter Siedler aus allen Landschaften Mitteleuropas willkommen waren und nebeneinander verschiedene Nationalitäten lebten, wenn auch in den verschiedenen Gegenden einmal die eine, dann wieder eine andere Gruppe überwog. Das mittlere und nördliche Waldviertel dürfte, soweit wir bis jetzt erkennen können, in der Karolingerzeit noch eine stärkere slawische Besiedlung besessen haben, im Hochmittelalter überwog jedoch dann bald das bairisch-österreichische Element⁸⁾. Übersehen dürfen wir auch nicht die Entscheidung Kaiser Friedrich I., der 1179 den wichtigsten Teil des Raumes endgültig den Babenbergern zusprach und damit die Besiedelung aus der Richtung Österreichs förderte⁹⁾. Dennoch gab es an der Donau noch lange slawische Minderheiten. Die Vita Adalberonis berichtet, daß dort im 12. Jahrhundert vereinzelt Slawen lebten, die sprachliche Verständigungsschwierigkeiten hatten¹⁰⁾.

Slawische Ortsnamen müssen folglich nicht grundsätzlich älter als deutsche sein und können getrost auch dem späten 12. Jahrhundert zugeschrieben werden¹¹⁾. Es gibt ferner keinen Grund, zu zweifeln, daß zu Döllersheim und Waldhausen bereits in der Karolingerzeit fränkische

Siedlungen bestanden¹²⁾. Die Vermutung, man könnte aus dem Charakter des Ortsnamens oder aus anderen Belegen die Herkunft der Einwanderer einwandfrei genau erschließen, ist aber eher abzulehnen. Im Frühmittelalter war die Mobilität der Menschen groß, rasche Bevölkerungsverchiebungen waren häufig. Wir können daher nur sagen, daß sich deutsche und slawische Bevölkerungsteile ineinanderschoben. Warum die eine Gruppe in der einen, die andere in der anderen Gegend geballt war, ist nach wie vor nicht zu ergründen¹³⁾.

Auch die Interpretation siedlungsgeschichtlicher Befunde ist vorsichtiger vorzunehmen, als es meistens geschieht¹⁴⁾. Bevor diese Bedenken belegt werden, ist allerdings vorzuschicken, daß die Möglichkeiten, im Waldviertel die siedlungstechnischen Gegebenheiten des Frühmittelalters zu erschließen, nicht allzu günstig sind. Die innere Kolonisation hat in den meisten Gegenden nicht nur die alten Wohnstätten und Fluren, sondern auch die Siedlungsgrundrisse, daher auch die älteren Rechtsverhältnisse beseitigt oder wenigstens so gründlich überlagert, daß die alten Zustände nur ganz selten durchschimmern. Es ist ja überhaupt bis zur Gegenwart noch unklar, weshalb die Raum- und Siedlungsplaner der Stauferzeit alle älteren Gegebenheiten mitunter zerstören konnten, in manchen Gegenden aber dann wieder bestehen lassen oder bestehen lassen mußten. Das Waldviertel war aber jedenfalls, wenigstens in seinen inneren Teilen, im 12. Jahrhundert eine Zone der radikalen Erneuerung. Wir sind deshalb in diesem Raum mehr als in anderen Landschaften genötigt, von der Archäologie das wenige vielleicht noch aufspürbare Material aufarbeiten zu lassen.

Doch damit kommen wir in Österreich zu einer zweiten Schwierigkeit, die nicht verschwiegen sein soll. Planmäßige Siedlungsarchäologie wird hauptsächlich im Nordostseeraum betrieben, seit dem zweiten Weltkrieg nahm dieses Fach im östlichen Mitteleuropa seinen Aufschwung¹⁵⁾. Im Vergleich dazu hat der Süden der Deutschen Bundesrepublik und Österreich, ganz zu schweigen von Italien und Frankreich, wo wegen großer Ausgangsschwierigkeiten die Forschung noch schlechter vorankommt, nicht allzu viel zu bieten. Andere Faktoren verstärken diese Entwicklung. Der Reichtum der Gräberfelder, die Qualität mancher Bauwerke verleiten im südlichen Mitteleuropa die Bodenforschung, diese eindrucksvollen Überreste mehr zu beachten. So bleibt oft nicht Zeit und Gelegenheit, in entsagungsvoller Arbeit einfachere frühmittelalterliche Unterkünfte zu ergraben oder mit Hilfe der Spatenforschung die alten Fluren aufzuspüren.

Wenn aber dann doch einmal eine Siedlung aufgedeckt wird, dann kann die Frühmittelalterarchäologie in Österreich tragende Vergleiche oft nur mit jenen Ergebnissen anstellen, die hauptsächlich im mährischen und slowakischen Gebiet geglückt sind. So wie man zunächst geneigt war, vieles alte als slawisch anzusprechen, sei es Ortsnamensmaterial oder aber auch das eine oder andere wenig spezifische Bodendenkmal, so neigt nun auch die Siedlungsgeschichte heute oft dazu, älteste Siedlungsformen vorschnell mit den Slawen in Verbindung zu bringen.

Dagegen wäre hauptsächlich einzuwenden, daß die Siedlungstätigkeit der Slawen erst ihren großen Aufschwung nahm, als diese mit dem Christentum in Berührung kamen. Schon aus diesem Grunde sollten die

Leistungen des großmährischen Reiches viel stärker mit den Zuständen in allen anderen fränkischen Missionszentren verglichen werden, die allerdings zum Teil schlecht erforscht sind, so daß sie auch aus diesem Grund viel zu wenig berücksichtigt werden. Meines Wissens nach hat man sich allenfalls Gedanken gemacht, ob die mährischen Kirchen nicht nach westlichen Vorbildern errichtet worden sind. Ob aber nicht auch die Großsiedlungen in Grundrissen oder Mauerwerk fränkischen Beispielen folgten, ist noch gar nicht recht zur Diskussion gestellt, geschweige denn untersucht. Hier hat unser Wissen noch eine empfindliche Lücke. Es wird allerdings wegen der oben angedeuteten Veränderung nicht leicht sein, ohne kostspielige Grabungen die Zusammenhänge aufzuzeigen. Dennoch möchte ich gleich eingangs bemerken, daß die in Thunau freigelegte und sicherlich, wie auch der Ortsname verrät, von Slawen bevölkerte Burgsiedlung in ihrem Charakter — eine runde oder ovale, dem Gelände stärker angepaßte Anlage mit den bescheidenen, dem Mauerzug folgenden Hütten — weitgehend auch den von den Franken im Norden Deutschlands gebauten zentralen Orten entspricht, wie sie in Münster oder in anderen Städten entdeckt wurden¹⁶⁾. Ob wir unter diesen Voraussetzungen von einer typisch slawischen Siedlung — wohlgemerkt, nicht Bevölkerung! — weiterhin in Niederösterreich sprechen dürfen, scheint mir fraglich.

Es ist gewiß nicht leicht, bei dem nach wie vor kaum befriedigenden Stand unseres Wissens, Hypothesen zu entwickeln, die eine Diskussion ermöglichen. Doch sei daran erinnert, daß zwar niemand zweifeln kann, die Gegend um Zwettl sei schon in der Karolingerzeit erschlossen gewesen, welche der heute noch erkennbaren Anlagen aber tatsächlich aus diesem Zeitalter stammen und welche jünger sind, ist offen¹⁷⁾. Der Ortsname berechtigt zwar zur Vermutung, wir hätten hier ein slawisches Zentrum vor uns, die Nähe der wohl in die Karolingerzeit zurückreichenden deutschen Ortsnamen Waldhausen und Döllersheim zwingt aber zur Vorsicht und müßte verhindern, allzu rasche und apodiktische Urteile zu fällen¹⁸⁾. Wie behutsam wir vorgehen müssen, zeigt folgendes andere Beispiel, das ausnahmsweise bessere Schlüsse ziehen läßt, aber dennoch bis jetzt nicht voll ausgewertet wurde:

Längst ist bekannt, daß östlich von Zwettl zu Altpölla ein zweites Siedlungszentrum vermutet werden darf¹⁹⁾. Der Ortsname selbst ist slawisch und läßt die Anwesenheit dieses Volkes vermuten. In welchem Ausmaß die in der Umgebung auftauchenden deutschen Ortsnamen auch noch in das Frühmittelalter datiert werden müssen, ist leider noch nicht entschieden. Dazu kann ich mich nicht äußern. Doch fürchte ich, daß sich die Philologen ohne archäologische Erkenntnisse nicht festlegen werden. Da aber die bairischen Siedler seit dem späten 8. Jahrhundert ihren Toten keine Beigaben ins Grab legten, dürfte es schwer sein, die aufgeworfene Frage, welche Stämme die Landschaft um Altpölla im ausgehenden ersten Jahrtausend erschlossen, zu beantworten. Wenden wir uns daher, ohne uns durch diese Probleme beirren zu lassen, lieber wieder dem siedlungsgeschichtlichen Befund selbst zu.

Dabei ist zu beachten, daß die Gegend um Altpölla gewiß schon im 9. Jahrhundert bevölkert war. Ob wir unter diesen Voraussetzungen die alte Meinung — lange war ja auch die überragende Bedeutung der Mission an der March während des 9. Jahrhunderts unbekannt²⁰⁾ — das östliche

Waldviertel sei erst am Beginn des zweiten Jahrtausend für das Christentum erschlossen worden, noch aufrecht erhalten können oder sollen²¹⁾, möchte ich doch wenigstens in Frage stellen. Nach manchen Erfahrungen würde es nicht überraschen, wenn Passauer oder Salzburger Priester schon in der Karolingerzeit am oberen Kamp tätig gewesen wären. Doch wie dem auch sei; nach wie vor wird wegen der ersten schriftlichen Belege angenommen, daß die Kirche zu Altpölla erst im 11. Jahrhundert entstand²²⁾. Was kann nun die Siedlungsgeschichte dazu bemerken?

Die Situation ist klar. Die ältesten Wohnplätze dürfen wir bei der Kirche, die der Mutter Gottes Maria geweiht ist, vermuten. Das Patrozinium verrät leider gar nichts über das Alter des Gotteshauses, das aber von dem Ort der Gegenwart deutlich abgesetzt ist. Der topographische Befund zeigt eindeutig, daß an eine ältere, um die Kirche liegende kleine Siedlung wahrscheinlich im Hochmittelalter ein für die damalige Zeit modernes Angerdorf angeschlossen wurde²³⁾. Vermutlich an der Wende vom hohen zum späten Mittelalter wurde dann abermals ein neuer zentraler Ort errichtet, die Marktsiedlung Neupölla mit ihrem schönen Rechteckplatz²⁴⁾. Wenn wir diese gesamte Entwicklung überblicken und mit den Höhepunkten der Siedlungstätigkeit vergleichen, dürfen wir feststellen, daß der Aufbau des ältesten Ortes zwar im 11. Jahrhundert denkbar, aber auch in der Karolingerzeit, im 9. Jahrhundert keineswegs völlig von der Hand zu weisen wäre²⁵⁾.

Das Aussehen der Siedlung bestätigt diese Vermutung. Sie lag am Ende eines Höhenzuges, auf einem Sporn, der mit mäßigen Böschungen wenige Meter über den Bachgrund aufragt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Hänge künstlich abgescrägt sind und der Platz gegen Nordwesten durch einen Graben gesichert war, der heute zugeschüttet sein könnte. Unebenheiten im Friedhof verlaufen an dieser Stelle noch abgerundet und könnten den Abschluß der alten Siedlung andeuten. Gegen Nordost ist die Fläche heute noch oval. Im Südosten ist dagegen der Ort rechteckig begrenzt. Hier liegt, durch eine Stützmauer abgesichert, die Totenkammer. Man hat jedoch den Eindruck, daß auch an dieser Stelle die Böschung ursprünglich abgerundet war und erst durch einen Zubau für das Totenhaus die Ecke erhielt. Die Vermutung, die Siedlung sei ursprünglich oval gewesen, kann auch für den Südwestteil des Plateaus angenommen werden. Das heißt aber, daß die um die alte Kirche zu Altpölla liegende Siedlung zunächst abgerundet war, im Grundriß an Thunau erinnerte, aber wesentlich kleiner war. Der Durchmesser mag ungefähr 40 m betragen haben.

Dieser Siedlungstypus wird nun sehr oft mit Slawen in Zusammenhang gebracht, mitunter — ungeachtet der bereits oben vorgetragenen Bedenken²⁶⁾ — auch als kennzeichnend für die Slawen ausgesprochen²⁷⁾. Klar, wohl der beste Kenner der Verhältnisse in Österreich, bezeichnet diese Anlage jedoch bereits einfach als Kirchensiedlung, verweist auf ihr frühes Auftreten im Westen unseres Heimatlandes, wo wir diesen Typus bereits im 8. Jahrhundert begegnen, glaubt aber, daß in dieser Art bis zum 11. Jahrhundert gebaut wurde²⁸⁾. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß die Bistümer Passau und ganz besonders aber Salzburg diese Kirchenorte förderten. Manches deutet darauf hin, daß sie erst im 9. Jahrhundert mehr aufkamen, dann aber im Rahmen der Mission mit beson-

derer Vorliebe verwendet wurden²⁹⁾. Die Gegebenheiten zu Altpölla lassen folglich vermuten, daß eine sehr wichtige Besiedlungstätigkeit, die auch bei den Slawen angewandt worden war, dank Salzburger und Passauer Initiative auch in den Raum nördlich der Donau hineingetragen wurde, daß demnach das Eindringen der Slawen in diese Gegend nicht als Maßnahme gegen das christliche Abendland aufzufassen ist, sondern ganz im Gegenteil erst im Rahmen der Christianisierung erfolgte und von dieser dann auch gestützt, ja sogar geleitet wurde. Wichtige Impulse sind demnach weniger aus der Initiative slawischer Fürsten sondern eher aus einer, vom Christentum ausgehenden Vitalität zu erklären.

Ein ähnlicher Vorgang wäre dann, sofern meine Ansichten sich als richtig erweisen³⁰⁾, im Hochmittelalter anzunehmen. Bis jetzt wurde nämlich immer betont, adelige Sippen hätten die wichtigsten Leistungen bei der inneren Kolonisation des frühen 12. Jahrhunderts erbracht. Meines Erachtens nach könnten aber die entsprechenden Vorgänge jünger sein, als bisher angenommen wurde, und wären erst mit dem Auftreten der Zisterzienser zu erklären, denen ich auch den Typus eines aus 24 Häusern bestehenden Angerdorfes zuschreiben möchte, das dann ganz allgemein vorbildlich wurde. Wichtige Voraussetzungen für diesen Ausbau dürfte neben den anderen, längst bekannten Faktoren, wie Bevölkerungszuwachs, Neuordnung der politischen Systeme und ähnliches, vor allem die Kreuzfahrerbewegung gewesen sein, für deren Versorgung um 1150 Bauerndörfer mit erheblicher Überproduktion notwendig geworden waren.

Damit ist allerdings eine grundsätzliche Frage aufgeworfen, die aus dem Wissen um die Geschichte des Waldviertels selbst keineswegs zufriedenstellend beantwortet werden kann. Daher wäre es wünschenswert, wenn die Modellfälle, die aus Niederösterreich bekannt geworden sind, nun nochmals von der Lokalforschung überprüft und dann von der allgemeinen Geschichte mit den Vorgängen in anderen Landschaften verglichen werden. Wenn wir aber die jüngsten Theorien abschließend in einem Satz zusammenfassen, dann stehen wir vor folgendem Problem: Ist die innere Kolonisation des Waldviertels als Folge eines biologischen Prozesses anzusprechen, wie oft angenommen wird, ging sie vor sich im Rahmen eines natürlichen Wachstums der Bevölkerung, für die einfach mehr Siedlungsraum geschaffen werden mußte oder ist sie nicht weitaus mehr eine Folge „geistesgeschichtlicher“ Vorgänge — womit natürlich über deren Wesen und Herkunft noch nichts ausgesagt ist — die Folge der Missionstätigkeit des 9. und 11. Jahrhunderts und dann eine Konsequenz der Kreuzfahrerbewegung? Ich bin mir bewußt, daß diese Frage weder in dem einen, noch in dem anderen Sinne einseitig beantwortet werden darf. Daß wir aber Klarheit gewinnen müssen, wie die Akzente zu setzen sind, scheint mir unbestreitbar.

Anmerkungen:

- 1) Noch immer grundlegend: Das Waldviertel, hrsg. v. E. Stepan, Band 7 (1937). Dazu K. Lechner, Grundzüge einer Siedlungsgeschichte Niederösterreichs vom 7. bis zum 12. Jahrhundert (*Archaeologia Austriaca* 50, 1971) S. 345 ff. Zu unserer Thematik neuerdings H. Koller, Die Besiedlung des Raumes um Zwettl (Niederösterreich) (*Blätter für deutsche Landesgeschichte* 110, 1974) S. 43 ff. Ders., Die Stadt Zwettl und ihr Umland — Ein Musterbeispiel hochmittelalterlicher Stadt- und Raumplanung (*Veröffentlichungen der Akademie für Raumforschung und Landesplanung, Forschungs- und Sitzungsberichte* 97, 1974) S. 27 ff. Zwischen Weinsberg, Wild und Nebelstein, Bausteine zur Helmatkunde des Hohen Waldviertels, hrsg. v. F. Trischler (1974).
- 2) H. Friesinger, Studien zur Archäologie der Slawen in Niederösterreich (*Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Österr. Akademie der Wiss.*, 15/16, 1971—1974).

- 3) G. Strassberger, Siedlungsgeschichte des nordwestlichen Waldviertels im Lichte seiner Ortsnamen (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 11, 1960), H. Weigl, Historisches Ortsnamenbuch von Niederösterreich 1 ff. (1964 ff.). Zusammenfassend M. Hornung, Das Zeugnis der Ortsnamen für die Siedlungsgeschichte Österreichs, in: Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte Österreichs, hrsg. v. Institut für Osterreichkunde (1974), S. 35 ff.
- 4) Vgl. dazu A. Klaar, Siedlungs- und Flurformen in Österreich, in: Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte Österreichs, S. 47 ff., mit weiterer Literatur.
- 5) Vgl. dazu Hornung, Zeugnis S. 40 ff.
- 6) K. Lechner, Besiedlungs- und Herrschaftsgeschichte (Waldviertel 7/2), S. 20 ff. Ders., Grundzüge, S. 326 ff.
- 7) Strassberger, Siedlungsgeschichte, S. 8 ff.
- 8) Vgl. dazu Koller, Besiedlung, S. 46 ff.
- 9) H. Fichtenau—E. Zöllner, Urkundenbuch zur Geschichte der Babenberger in Österreich, 4/1 (1968), S. 188 ff., n. 862.
- 10) I. Schmale—Ott, Vita sancti Adalberonis (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 8, 1954), S. 44.
- 11) Vgl. Strassberger, Siedlungsgeschichte, S. 11.
- 12) Koller, Besiedlung, S. 49.
- 13) K. Gutkas, Geschichtes des Landes Niederösterreich 4 (1973), S. 30 ff.
- 14) Vgl. die oben Anm. 1 und 3 zitierte Literatur.
- 15) Vgl. Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Band 1 und 2 (1973 und 1974). Dazu Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte, hrsg. v. W. Schlesinger (Vorträge und Forschungen, 18, 1975).
- 16) W. Winkelmann, Ausgrabungen auf dem Domhof in Münster (Monasterium. Festschrift zum siebenhundertjährigen Weihegedächtnis des Paulus-Domes zu Münster 1966), S. 25 ff.
- 17) A. Klaar, Die Kuenringerburg in Zwettl (Das Waldviertel 1965, S. 114 ff.). Ders. Die Siedlungslandschaft zwischen dem Weinsberger Forst, der Wild und dem Nebelstein, in: Zwischen Weinsberg, Wild . . . , S. 43 ff. ist für eine jüngere Entstehungszeit, die aber mit den Ansichten Strassbergers schlecht vereinbar ist. Unklar Lechner, Besiedlungsgeschichte, S. 23, der sich nicht festlegen will, wie weit nach Norden die karolingische Besiedlung reichte.
- 18) Koller, Besiedlung, S. 46 ff.
- 19) A. Klaar, Die Siedlungsformen des Waldviertels (Waldviertel 7/2), S. 304.
- 20) Vgl. K. Richter, Die böhmischen Länder im Früh- und Hochmittelalter, in: Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, hrsg. v. K. Bosl, 1 (1967), S. 186 ff.
- 21) H. Wolf, Niederösterreich (Erläuterungen zum Hist. Atlas der österr. Alpenländer II/6, 1955), S. 9 ff.
- 22) Wolf, Niederösterreich, S. 238 ff. G. Winner, Die kirchliche Gliederung im Raume Zwettl, in: Zwischen Weinsberg, Wild . . . , S. 120.
- 23) Klaar, Siedlungslandschaft, S. 38 f.
- 24) Klaar, Siedlungsformen, S. 323 f.
- 25) Vgl. Lechner, Grundzüge, S. 333 ff.
- 26) S
- 27) Vgl. die übersichtliche Zusammenfassung in Kölner-Römer-Illustrierte 2 (1975), S. 264 ff.
- 28) A. Klaar, Siedlungs- und Flurformen in Österreich in: Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte Österreichs, S. 49.
- 29) H. Koller, Zur Salzburger Missionsmethode der Karolingerzeit (Österreich in Geschichte und Literatur 14, 1970), S. 279 ff. H. Koller—A. Lippert, Grabungen in der Pfarrkirche St. Stephan in Schleedorf (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 114, 1974), S. 15 ff. H. Koller, Zur Entstehungszeit der Kirchen des Salzburger Flachgaues (im Druck).
- 30) Koller, Besiedlung, S. 67 ff.

Ignaz und Norbert Hausleitner

Konditorei

Back- und Teigwarenerzeugung

3910 ZWETTL, Gerungser Straße 13

Die slawischen Ortsnamen des Waldviertels

(Dieser Vortrag konnte nur zur Verlesung gelangen)

Es ist eigentlich erstaunlich, daß ein Gebiet wie das Waldviertel, dessen Namen sprachlich auf die ehemalige Waldmark, bzw. den Nordwald, zurückgeht, sachlich auf die großen Wälder, so alte und vor allem so viele alte Namen erhalten hat. Es wäre doch zu erwarten, daß die großen Wälder die Siedler abschreckten und nur ab und zu gerodete Flächen in diesem riesigen Waldgebiet zu einem Namen kamen. Obwohl interessanterweise schon seit alter Zeit Wege durch das Waldviertel führten wie die *Böhmsstraße*, die *Hochstraße*, der *Polansteig* oder der *Donauweg*, ist dieses Viertel wider Erwarten schon früh besiedelt, und, gemessen an seinen Ortsnamen, nicht gerade dünn besiedelt.

Freilich spielt auch der Wald im Namengut die bedeutendste Rolle. So haben die Schlägerungen besonders im westlichen Waldviertel seit dem 11. Jahrhundert das Namenbild geprägt. Ich erwähne nur die von Walter Steinhauser so gründlich erforschten genetivischen Ortsnamen vom Typ *Bertholz* aus *Berthold/s-schlag*, wobei das Grundwort „schlag“ abfiel und nur der Auftraggeber in genetivischer Form als *Bertholds* übrig blieb. Mancher dieser Namen, wie etwa *Göpfritz* klingt durchaus slawisch, ist es aber nicht, denn das Bestimmungswort ist der Personennamen *Gottfried* aus *Gottfrieds-schlag*. Daß unter diesen Auftraggebern auch Personen mit slawischen Namen, bzw. Slawen mit deutschen Namen sein konnten, ist durchaus möglich. Erstaunlich ist, daß unter diesen Rodungsnamen, die für Waldgebiete ja nichts ungewöhnliches sind, kaum slawische vorkommen. Bedeutet dies, daß die Slawen nur bereits gerodete Siedlungen übernahmen?

Die weitere Besiedlung des Waldviertels nach der Periode der großen Rodungen ging dann dieselben Wege, die wir auch anderswo vorfinden. Wir treffen hier Ortsnamen auf *-dorf*, *-berg*, *-bach*, *-stein*, *-brunn*, *-feld* (*Oberndorf*, *Dobersberg*, *Marbach*, *Heidenreichstein*, *Gutenbrunn*, *Lengenfeld*), was eindeutig auf deutsche Namensgebung zurückzuführen ist. Daneben freilich gibt es auch die „normalen“ Rodungsnamen auf *-reit*, *-schlag*, und *-schwendt*.

Soweit wäre das Namenbild des Waldviertels durchaus „normal“, es wurde im Mittelalter gerodet und die Bevölkerung, die diese Rodungen besorgte, bzw. die Auftraggeber, sprachen deutsch, daher sind auch alle Ortsnamen dem Deutschen entnommen.

Erstaunlicherwise aber gibt es eine Anzahl recht alter Namen, deren sprachliche Zuordnung bis heute nicht überzeugend geglückt ist. Wir wissen noch immer nicht genau, aus welcher Sprache die Namen der größeren Flüsse (der *Thaya*, der *Krems*, des *Kamp*, der *Lois*, der *Isper*) abzuleiten sind. Man hat freilich Parallelen gefunden, aber sicher bis jetzt ist bloß, daß weder Deutsche, noch Slawen diese Flüsse benannten. Da auch die Archäologie schon früher menschliche Lebenszeichen nachweisen konnte, ist die Existenz einer älteren Sprache im Waldviertel gar nicht unwahrscheinlich; ob man aber deshalb gleich von den sagenhaften Illyrern sprechen soll, ist allerdings eine andere Frage.

Zwischen dieser ältesten Schicht mehr oder weniger unklarer Namen und der jüngeren deutschen liegt eine nicht unbedeutende Schicht slawischer Ortsnamen, die eindeutig beweist, daß im Waldviertel lange Zeit Slawen wohnten, oder besser, daß eine slawische Sprache gesprochen wurde. Auf Slawen weisen nicht nur Ortsnamen, sondern auch Bezeichnungen wie Windisches Dorf bei Eggenburg und mehrere slawische Personennamen in den Urkunden, wo Slawen auch als Zeugen und Vertragspartner auftraten. Wiewohl die slawischen Namen des Waldviertels leider noch nicht übersichtlich erforscht wurden — es gibt einige Untersuchungen über das nördliche Waldviertel und eine schon 1937 von Karl Lechner herausgegebene Karte der Ortsnamen des Waldviertels, die bisher die beste Übersicht über das gesamte Gebiet liefert — so läßt sich doch schon jetzt mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß die Sprache, die jene alten Waldviertler Slawen sprachen, westslawisch war und dem heutigen Tschechischen und Mährischen am nächsten steht; in keinem Fall handelt es sich hier um Altslowenisch, also Südslawisch, wie man öfter lesen kann. Dennoch bitte ich, das hier Gesagte nur als einen vorläufigen Versuch einer Deutung und groben Übersicht zu betrachten.

Allerdings scheint mir der Hinweis wichtig, daß viele der slawischen Namen des Waldviertels denen südlich der Donau ganz ähnlich sind und nur einige deutlich westslawische Züge aufweisen, aus denen klar abzulesen ist, daß hier eine westslawische Mundart gesprochen wurde. So ist z.B. die Lautgruppe *dl* in den Namen *Edlitz* (aus *edlice/jedlica* „Tannenort“) und *Modsie dl* (aus *močidlo* „feuchtes Land“) ein westslawisches Merkmal. Andere Namen aber könnten ebensogut auch in der Steiermark oder in Kärnten sein: *Lainsitz* (aus *lončnica* „Aubach“), *Fistritz* (aus *bistrica* „Lauterbach“), *Mixnitz* (aus *močnica* „Sumpfbach“), *Fladnitz* (aus *Blatnica* „Rohrbach“), *Neupölla* (aus *poljane* „Feldbewohner“), *Großglobnitz* (aus *klokotnica* „der klaffende = glucksende Bach“), *Radischen* (aus dem Personennamen *Radech*). Der Name *Zwettl* wieder ist südlich der Donau nicht mehr zu finden und aus semantischen Gründen dem Westslawischen zuzuschreiben.

Auch die Namen des unteren Waldviertels, des Donautals im weiteren Sinn, kommen in den südlicheren Landesteilen Österreichs vor, was uns aber nicht erlaubt, sie als altslowenisch zu bezeichnen, bestenfalls als donauslawisch. So etwa *Jauerling* (aus *javornik* „Ahornberg“), *Sirnitz* (aus *crnica* „Schwarzenbach“), *Meisling* (aus dem Personennamen *Myslota*), *Loiwein* und *Loiben* (aus dem Personennamen *Ljuba*). Auf eine mit Palisaden umgebene Festung scheint der Name *Ostrong* hinzuweisen (aus *ostrong* „Palisadenverhau“), eine Bezeichnung, die auch in Slowenien vorkommt.

Alle diese Namen ordnen sich dem ein, was auch sonst in Österreich, wo es slawische Namen gibt, vorkommt. Es ist aufgrund der Eindeutigkeit der Namen, d.h. aufgrund der heutigen lautlichen Form der Namen, erkennbar, daß die slawischen Namen schon im Mittelalter ins Deutsche übernommen wurden, d.h. es wurde nach 1200 im Waldviertel wohl nirgends mehr, oder nur vereinzelt, slawisch gesprochen. Notwendig für die genaue Beschreibung der Besiedlung des Waldviertels durch Slawen wäre eine systematische Analyse der Ortsnamen, die sich die Österreichische Gesellschaft für Namensforschung zum Ziel gesetzt hat. Zumin-

dest könnte man einmal die bisher vorliegenden Einzelarbeiten zu einer Synthese führen, die uns die Einzelfragen besser bewußt machen würde.

Die Fragen, die sich dem Namenforscher und auch dem Historiker stellen, sind vielfältiger Art:

• Von woher sind die Slawen ins Waldviertel eingewandert? Gab es verschiedene Migrationen oder wurde das Waldviertel auf einmal besiedelt? Gehörte das Waldviertel vielleicht zu jenem sogenannten Großmährischen Reich, zu dem auch das Weinviertel gehörte? Soweit bis jetzt erkennbar ist, könnte jener nördliche Teil durchaus zum Mährerreich gehört haben. Das südliche, untere Waldviertel freilich dürfte entweder früher von Slawen besiedelt worden sein (vielleicht von einer anderen Gruppe südlich der Donau) oder diese slawischen Namen sind sehr früh ins Deutsche übernommen worden, was bedeuten würde, daß das untere Waldviertel früher eingedeutscht war als das obere. Jedenfalls legen die Namen die Vermutung nahe, daß zwischen dem nördlichen und südlichen Waldviertel schon früh ein gewisser Unterschied bestand, der in der Altertümlichkeit der Namen des unteren Waldviertels zum Ausdruck kommt.

Es wäre nun interessant, die Ergebnisse der Namenforschung mit den Angaben der Archäologen und Historiker Ort für Ort zu vergleichen, was etwa besonders in Fällen wie Ostronng „Palisadenfestung“ oder Gradnitz (aus grad „Burg“) unerlässlich ist. Man könnte so alte, möglicherweise vorlawische Siedlungen auf namenkundlichem Weg entdecken, was den Archäologen durch Feldforschung zum Teil ja schon gelungen ist.

Franz Bittner

- TISCHLERPLATTEN
- EXOTENHÖLZER
- RIGIPS

Jasnitz 40

3830 Waidhofen an der Thaya

Telefon 0 28 43 / 26 55

Rechtsarchäologie in Niederösterreich mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels

Die wissenschaftliche Disziplin, die sich mit den alten Rechtsdenkmälern beschäftigt, ist die sogenannte Rechtsarchäologie. Ihre Aufgabe besteht darin, alle alten Rechtsorte und sämtliche damit zusammenhängenden und noch vorhandenen Realien des älteren Rechtslebens, welche sich mitunter durch einen stark verdeutlichenden Symbolcharakter auszeichneten, zu erfassen, um zur Interpretation der früheren Rechtsgewohnheiten beizutragen. Speziell in Niederösterreich und Wien, das in diesem Zusammenhang nicht isoliert betrachtet werden kann, gilt es, die Vielzahl von diesbezüglichen Belegen aufzuzeigen und der intensiven Bearbeitung zugänglich zu machen, zumindest ähnlich systematisch wie es bereits 1957 in der Steiermark durch die Arbeit von Hermann Baltl geschah. Nicht zuletzt ist es auch Zweck all dieser Bemühungen, auf diesbezüglich in Frage kommende Objekte hinzuweisen, sie zu interpretieren und durch den Denkmalschutz zu erhalten.

Wie zu erwarten, ist das betreffende Material sehr umfangreich. Wir unterscheiden zwei große Gruppen. Erstens die Hoheitsrechtsaltertümer und zweitens die Strafrechtsaltertümer. Zu den ersteren zählen zunächst die verschiedenen Versammlungsorte, etwa wo die Banntaidinge verlesen wurden, aber auch die Rechtsprechung erfolgte, und dann unter anderem jene Orte, an denen vermutlich traditionellerweise von den Grundherrschaften Abgaben eingehoben zu werden pflegten, wie etwa vom sogenannten Zehentstuhl bei Dürnkrot berichtet wird. Bekannt von dieser Gruppe sind bislang freilich nur relativ wenige Belege, so beispielsweise für die erstere im ländlichen Bereich der würfelförmige Banntaidingstein nahe Rohr an der Leitha; einen ähnlichen Stein dürfte es laut einem älteren Bericht in Sollenau gegeben haben. Für den städtischen Bereich möchte ich hier nur an die Örtlichkeit am Heidentor zu St. Stephan in Wien erinnern, die heute noch durch den sogenannten Richter, eine Plastik in einer der Nischen mehrere Meter über dem Straßenniveau, markiert ist. Hier haben wir es mit der hochmittelalterlichen Thingstätte am Stephansfriedhof und der Gerichtshalle beim Riesentor der Babenberger Markgrafen zu tun; außerdem finden wir dort ja auch noch in der Nähe das unmittelbare Zeichen der Gerichtsbarkeit, das alte Mal, den Malbaum, den Stock im Eisen; das alles sind also Rechtszeichen, welche die alte Rechtsbedeutung dieses Platzes sehr klar dokumentierten. Darüber hinaus sind wir durch die Richterplastik selbst informiert, in welcher Form, das heißt mit welcher traditionellen Geste, Haltung und Bekleidung hier der Richter amtierte.

Eine weitere, dem Baubestand nach jedoch jüngere Gruppe von Rechtsalterümern umfaßt dann als Rechtsorte die verschiedenen Amts-, Verwaltungs-, Gerichts- oder Schrannegebäude. Sehr geläufig ist z. B. jene am Hohen Markt in Wien, dort war der einstige Sitz des Stadtgerichtes; über dieses Gebäude sind wir übrigens recht gut durch Abbildungen informiert. Signifikant erscheinen besonders seine einstige Doppelfreitreppe und die Galerie, welche zweifelsohne auch einem recht-

lichen Zweck, wohl unter anderem dem Vorzeigen des Verurteilten, dienten. Es ist erfreulich, daß sich vor kurzem einiges vom alten Baukörper des Hauses durch Walter Brauneis hat feststellen lassen; ältere Literaturangaben erwähnen unter anderem schließlich noch ein schönes Gitter von der einstigen Stadtschranne. Zu dieser Gruppe von Bauten gehören dann noch die ständischen Landhäuser, weiters die Zoll- oder Mautgebäude, das heißt also Bauten, die mitunter mehrere Funktionen zugleich erfüllten und als solche schon durch die Örtlichkeit, an der sie sich befinden, weiters ihren Bautyp, eventuell Inschriften oder verschiedene Symbole, wie Wappen in mannigfacher Form und Ausführung, Justitia-Plastiken usw. gekennzeichnet waren. Allgemein rechtsverbindliche Typen, ein verbindliches Schema für derartiges gab es bekanntlich ja nicht. In diesem Rahmen soll daher nur als Beispiel für einen speziellen Rathautyp ein Gebäude samt einem mit Glocken versehenen Turm, welches heute noch existiert, nämlich das Rathaus von Mödling aus dem Jahre 1548 genannt werden, an dessen Breitseite außerdem ein Fresko mit einer Darstellung des Hl. Michael als Seelenwäger zu sehen ist. Auch das alte Wiener Rathaus in der Wipplingerstraße hatte wie viele andere einen Turm, doch waren an ihm im Lauf der Jahrhunderte zahlreiche Erweiterungen vorgenommen worden, so erfolgte vor 1706 seine barocke Umgestaltung. Aus dem Waldviertler Bereich seien hier nur die Rathäuser von Gmünd und Waidhofen erwähnt. Außerdem sind diesem Bereich der Hoheitsrechtsaltertümer mannigfache Details, z.B. die Justitia-Plastiken, ja mitunter entsprechende Inschriften, so am mächtigen Rathaus von Langenlois aus der Zeit Karl VI. zuzurechnen, gleich wie hier etwa auf die Justitia am Stockerauer Rathaus hingewiesen sei. Speziellen Rechtsinschriften begegnen wir hingegen seltener. Für Wien freilich ist hier ein Beleg anzuführen, der weitem mit nichts Ähnlichem verglichen werden kann, wo in den Quellen von einer Marmortafel mit den 10 Geboten am Schwibbogen des 1483 errichteten einstigen Heiltumsstuhles die Rede ist, nach dessen Abbruch diese dann über dem Eingang zur Barausleiher-Amtskanzlei angebracht worden war. Ähnlich verhält es sich mit der bekannten Rechtsinschrift am ehemaligen Rotenturmtor, wo eine als Speckseite sagenhaft gedeutete, keulenartige Holzplastik eine dabei angebrachte Torinschrift auf drastische Weise erläutern sollte. Und diese Inschrift lautete: „Welcher kommt durch diese Porten / Dem rath ich mit getreuen Worten / Daß er halt Fried in dieser Stat / oder er macht sich selbst unrath: / daß ihn zween Knecht zum Richter weisen / Und schlagen ihn in Stock und Eisen“. Weiters zählen zu dieser Gruppe von Denkmalen Amtsräume, insbesondere ihre bezeichnende Ausgestaltung, darunter bildhafte, oft mit Spruchdichtungen ergänzte Wandmalereien; zu denken ist hier etwa an so symbolhafte Darstellungen, wie sie sich vor einigen Jahren selbst im Inneren des alten Gmünder Rathauses finden ließen. Dann muß man hieher den oft charakteristischen Bilderschmuck dieser Räumlichkeiten zählen, etwa die Stadtrichterbildnisse, wobei hier nur auf jene im Ratssaal von Perchtoldsdorf und Sankt Pölten hingewiesen werden soll. Weiters wäre hierher das vielfältige Inventar dieser Amtsräume zu rechnen, also Amtsgeräte vor allem, die oft mit vielen Laden ausgestatteten Kasten und Schränke. Hierbei sei beispielsweise erinnert an das zierliche, mit zahlreichen Laden versehene

Exemplar von Marchegg, den heute leider nur mehr in seinem Unterteil erhaltenen, prächtig bemalten Prunkschrank der niederösterreichischen Stände von 1636 im Nö. Landesmuseum und schließlich den großen eisernen, hübsch farbig bemalten Schrank der einstigen Wiener Stadtkasse aus dem Oberkammeramt des alten Rathauses von 1770 — der letztere befindet sich heute im Historischen Museum der Stadt Wien — sowie die vielen Truhen, Gemeindeladen und Kassen, Tische, Bänke und Stühle, die heute selbst da und dort noch in Verwendung stehen. Erwähnen möchte ich in diesem Zusammenhang gleichfalls den sogenannten Justizstuhl im Nö. Landhaus. Aber auch Ratstafeln, so jene bekannte von 1475 in Wien, die Ratsherrenplatten, z. B. Wien 1562, Ratskalender, Handglocken der Gemeindevorsteher (Dürnstein, Horn) und die oft alt überkommenen Wahlurnen gehören hieher und nicht zuletzt die oftmals sehr kostbaren sogenannten Gemeindebecher, von denen sich beispielsweise das Exemplar von Stockerau mit entsprechender Inschrift und der Jahreszahl 1585 erhalten hat. Ist dieses letztere kelchartig geformt, so besitzt demgegenüber der Asparner Ratsherrenkrug aus Zinn eine typische zeitgenössische Krugform, darüber hinaus ist dieses Gerät auch noch mit einer Datierung 1674 versehen. Beide erwähnten Objekte befinden sich heute in Musealbesitz. Näher kann hier auf einzelnes freilich nicht eingegangen werden. Viele dieser Gegenstände sind mittels Hoheitszeichen als Hoheitsrechtszeichen ausgewiesen, speziell durch Wappen und diesbezügliche Aufschriften. Hierher gehören dann insbesondere auch die zahlreichen, vielfach noch erhaltenen Wappen, Typare, Stempel und Siegelpressen — ich denke da z. B. nur an jene im Lunzer Museum und in Persenbeug — dann die in mehreren Städten und Märkten noch erhaltenen Stadt- bzw. Marktschlüssel, welche mitunter sogar als Rathausschlüssel bezeichnet werden und die des öfteren noch vorhandenen Gemeinde-, Markt- und Stadtfahnen, so etwa jene von Marchegg, von der leider nur mehr ein Foto existiert. Geläufig sind überdies Viertelsfahnen im städtischen Bereich. Aber selbst kleinere Gemeinschaften stehen da meist nicht zurück und haben ihre eigene Fahne. Im heutigen Wiener Bereich sei da nur etwa auf die Fahnen der Gemeinden Jägerzeile von 1780, derzeit im Leopoldstädter Heimatmuseum, aufmerksam gemacht. Gleichfalls sind in dem Zusammenhang die oft altartigen Verkündgeräte zu nennen, die Trommeln, Gemeindegörner und Handglocken — über die einstigen Formen der traditionellen Nachrichtenvermittlung wurde in letzter Zeit einiges publiziert — weiters sind Botentaschen und Botenstäbe zu erwähnen. Einen besonders ausgefallenen knüppelartigen Botenstab sieht man so z. B. im Hernalser Heimatmuseum. Dieser diente einst zum Überbringen von wichtigen, die Bewohner der Grundherrschaft Hernals betreffende Nachrichten. Zu dieser Gruppe zählen nicht zuletzt manche Amtsabzeichen wie etwa manche Nachtwächterhellebarden mit den Ortswappen, dann die metallenen Weinhüterschilde mit dem Gemeindevamen usw. Selbstverständlich müßte hier auch auf das Polizeiwesen und auf die bezeichnenden Adjustierungen der Polizisten und insbesondere ihre Gerätschaften eingegangen werden. Die diversen Amtsgeräte besaßen also oftmals einen sinnbildhaften Zweck und dementsprechend hatten sie vornehmlich die Funktionäre der Gemeinwesen in Verwendung zu nehmen. Besonders eindrucksvoll erscheint in diesem Rahmen die große Anzahl

von erhaltenen oder durch Weistümerbelege überlieferten Stadt- und Marktrichterstäbe aus Holz oder Metall, die oft kunstvoll ausgeführt und verziert sind. Daneben gab es aber mitunter noch hölzerne Beisitzerstäbe. Gewaltige Ausmaße hatten zumeist die Stadtrichterschwerter, die als Symbol der Blutsgerichtsbarkeit galten und als Zeichen der Amtsgewalt gelegentlich bei festlichen Umzügen dem mit dem Blutbann ausgestatteten Stadtrichter vorangetragen wurden. In Wien etwa wurde das Stadtrichterschwert, welches mit Symbolen der Gerechtigkeit und des Heiligen Geistes versehen war, vor der Schranne aufgestellt, wenn die Delinquenten am Tag der Hinrichtung aus dem Gefängnis vor die Schranne, auf deren Balkon das Stadtgericht Platz genommen hatte, geführt wurden. Bedauerlich ist, daß dieses aus dem 16. Jahrhundert stammende Zeichen der Hochgerichtsbarkeit verloren scheint. Merkwürdig ist ein Beleg von 1601, in dem vom Testament des Bürgermeisters Andrä Rieder berichtet wird, daß er nämlich sein Richtschwert, das wohl als Ehrenzeichen angesehene Stadtrichterschwert, welches offenbar in seinen Privatbesitz übergegangen war, vererbt. Man sieht etwa an diesem Beispiel, wie manche Einzelheiten einer Interpretation noch nicht zugänglich sind. Schließlich gehören zu dieser Gruppe von Rechtsaltertümern noch die Amtsabzeichen von Richtern und Bürgermeistern, die blauen, mit goldenen Sternen übersäten Bürgermeisterkugeln aus Blech oder Holz, welche in einigen niederösterreichischen Orten jeweils am Wohnhaus des Gemeindeoberhauptes als Amtszeichen befestigt waren, von denen unter anderem etwa je eines in den Museen von Langenlois, Stockerau, Korneuburg, Krems und ein weiteres im Heimatmuseum Tulln zu besichtigen ist. Demgegenüber hängt ein wohl aus Zogelsdorfer Sandstein gefertigtes Exemplar eines solchen Zeichens an einer metallenen klassizistischen Halterung heute noch am Eggenburger Rathaus. Auch dieses war einst in der geschilderten Weise bemalt. Da es bislang im Freien hängt, haben sich verständlicherweise nur mehr in seinem Unterteil alte Farbreste, welche es eindeutig als Bürgermeisterkugel ausweisen, erhalten. Schließlich befanden sich in den Amtsgebäuden fast das ganze Jahr über noch die Freiungen als Zeichen der Marktgerechtigkeit und des Marktfriedens, welche eine symbolische Bedeutung hatten, indem sie sinnbildlich zur Marktzeit am Markt dem geltenden Recht Ausdruck verliehen und zumeist an der Marktsäule oder am Pranger, in manchen Fällen aber auch am Rathaus, aufgesteckt waren, womit übrigens aufgezeigt wird, daß der Pranger, der an sich zumeist eine wichtige Schandfunktion besitzt, mitunter auch Marktzeichen, gelegentlich aber auch nur Zeichen der Marktbefugnis war. In diesen letzteren Fällen ist er jedoch als Marktsäule zu bezeichnen. Einem ähnlichen Zweck wie die Freiungen dienten mitunter die Marktfahnen, die da und dort statt den Freiungen als sichtbares Zeichen für die Marktbefugnis galten. Zum hoheitlichen Rechtsbereich zählen nicht zuletzt die verschiedenen Amtstrachten und deren trachtliches Beiwerk wie Amtsketten, Geldbeutel — ein solcher befindet sich im Städtischen Museum Krems — sowie die Amtsabzeichen zum Aufstecken. Selbstverständlich gehören hierher auch die bekannten Reichsinsignien, welche sich in der Wiener Schatzkammer befinden, auf die hier aber nicht näher eingegangen werden kann.

Eine weitere Gruppe von Hoheitsrechtsaltertümern umfaßt schließlich Relikte des alten Zoll- und Eichwesens. Insbesondere das Eichwesen zeichnet sich durch eine Vielzahl von genormten Hohlmaßen, Längenmaßen, Waagen und Gewichten, angefangen von den steinernen Metzen, aus, von denen sich unter anderem heute noch sehr beachtenswerte Exemplare in Allentsteig, Bromberg, Gars am Kamp, Kottes, Lichtenegg, Neulengbach, Rastefeld, Schrems und Wilhelmsburg befinden. Lediglich ein solcher Metzen befindet sich derzeit in musealer Verwahrung, nämlich jener von Neupölla, im Hof des Nö. Landesmuseums in Wien. Zu dieser Gruppe gehören dann freilich auch zahlreiche, nach diesen steinernen Metzen abgenommene hölzerne, oftmals mit eingebrannten Kontrollzeichen versehene Streichmaße — solche werden oftmals in den Weistümern erwähnt — mit ihren oft hübsch verzierten Abstreichbrettern, von denen man heute noch manche in einer Reihe von Museen, so etwa auch im Anton-Museum in Zwettl, besichtigen kann. Jüngere Formen sind dann bereits aus Kupfer, Zinn oder Messing gefertigt. Weiters gilt es hier auch, auf Längenmaße hinzuweisen, wie Elle und Klafter, die fix wie etwa links neben dem Heidenturm von St. Stephan in Wien oder auch am Pranger von Laa an der Thaya, kurzum an Orten mit einer bedeutenden Wirtschaftsfunktion, sichtbar angebracht sein konnten. In Wien z. B. befindet sich das erwähnte Maß noch immer am traditionellen Platz, in Laa kam es vor einer Reihe von Jahren leider abhanden. Jüngere Ausführungen mehrerer Längenmaße sind dann mitunter freilich bereits transportabel in einer eigens dafür angefertigten hölzernen Schatulle aufbewahrt worden; als Beispiel dafür wäre etwa jenes Exemplar im Museum von Stockerau zu erwähnen. Vermutlich ist dies jedoch ein Belegstück, das speziell für ambulante Eichungen verwendet wurde. Ähnliche Längenmaße, hölzerne und eiserne, letztere mitunter kettenartig, als sogenannte Klaftermeßketten bekannt, nur oft handlicherer Art, existieren dann in einer Reihe von Sammlungen, unter anderem im Wiener Technischen Museum. Das wohl originellste Längen- bzw. Entfernungsmaß war ein sogenanntes Wurfmaß, welches offenbar eine beilartige Form aufwies und zur Festlegung von Entfernungen diente. Von einem solchen ist im Banntaiding von Zillingdorf die Rede. Es erübrigt sich, darauf hinzuweisen, daß diese Art von Messung zweifelsohne einen sehr altartigen Charakter besitzt. Sehr selten erhielten sich Meßtische und amtliche, wohl auch bei Messungen verwendete Aufschreibtafeln. Demgegenüber finden sich alte Waagen und Gewichte wiederum öfter in Musealbesitz. Zu denken ist dabei etwa nur an die mächtige Zehentwaage im Privatmuseum des verstorbenen Sammlers Ludwig Fober in Kleingengsdorf oder jene im Schloß Seisenegg bei Haag im Mostviertel. Gleichfalls in Musealbesitz sieht man hin und wieder auch Tafeln, welche Örtlichkeiten und den Zeitpunkt von Märkten angaben, wie etwa die alten Markttafeln von Fischamend und Asparn a. d. Zaya, dann Tafeln mit Preisangaben, die zweifellos die wichtige Aufgabe hatten, zur Marktzeit auf eine gewisse einzuhaltende Reglementierung hinzuweisen. Spezielle Einrichtungsstücke solcher Marktämter, wie etwa des Steueramtes in Wien, von wo wir von einem „Schinpecher“, Rechentüchern und Rechentafern sowie einer Bank von der Einrichtung der Steueramtsstube unterrichtet sind, begegnen uns ansonsten wohl recht selten. Eine früher all-

gemein übliche, später vor allem im Osten des Landes zum Teil bis vor kurzem vornehmlich im burschenschaftlichen Brauchbereich bei Kirtagen übliche Sitte, Mengen sowie zahlenmäßig ausdrückbare Verbindlichkeiten für die Abrechnung vorzumerken, war es schließlich, diese mittels Einschnitte in sogenannte „Robisch“ das sind Kerbhölzer, festzuhalten, von denen sich das eine Exemplar im Besitz des Gläubigers und das andere im Besitz des Schuldners befand.

Schließlich sind hieher noch die sogenannten Grenzrechtsaltertümer zu zählen, die Grundstücke, aber auch Asyle und Asylbezirke voneinander deutlich sichtbar abgrenzten; angefangen von sozusagen natürlichen Grenzbäumen, Grenzgräben, dem Grenzhag sowie künstlich aufgeworfenen Leberhügeln, reicht das Repertoire dieser heute oft noch recht gut sichtbaren Zeichen bis hin zur Unzahl von sehr unterschiedlich geformten Grenzsteinen, wozu natürlich — oft mit besonderer Hervorhebung ihrer Funktion — auch Bildstöcke, Wegkreuze etc. gehörten. Speziell bewußt künstlich gesetzte Grenzsteine gibt es in Niederösterreich inklusive Wien wohl noch mehrere tausend Exemplare. Formal sind diese ungemein vielfältig. Zu erwähnen wäre in diesem Zusammenhang weiters, daß die heutige Lebendigkeit des Brauchtums der Gemarkungsbegehung, in deren Mittelpunkt die alten Grenzzeichen stehen, bislang kaum etwas von ihrer Wirkung eingebüßt hat. Damit berühren wir aber bereits das Kapitel der Haus- und Besitzmarken, die aus einer Vielzahl symbolischer, zum Teil wappenartiger Zeichen bestehen. Eine weitere, auch hieher gehörige Gruppe von Rechtszeichen könnten wir sozusagen als nur temporär begrenzte Zeichen nennen. Ich meine hier im besonderen die Wegverbotszeichen, worüber nunmehr ausführlich eine Karte des österreichischen Volkskundeatlas unterrichtet. Das bekannteste Verbotssymbol ist wohl der aufgebundene Strohwisch, doch ist auch hier an die hin und wieder vorkommenden Salva Guardia-Inschriften an Häusern zu erinnern, die Einquartierungen von Militär verhindern sollten. Beispiele dafür wurden mir aus dem Rathaus von Melk, aus Krems und Grafenwörth — Tafel im Museum Tulln — bekannt. Andere hieher gehörige Zeichen gelten als Konzessionssymbole, wie etwa das alte Sinnbild der Schankgerechtigkeit, des Schankrechts, das im Land Niederösterreich sogar verschiedene bodenständige Formen und Varianten entwickelt hat, etwa als Buschen in Wien und in der Südbahngegend, als Strohschnecke mit dem als „H“ geflochtenen Heurigenzeichen im Zentrum in der Wachau oder als Bündel langer Holzspäne im Weinviertel. Zeitmessungen, vor allem solche mit Rechtscharakter, waren schließlich den Glocken, vornehmlich den sogenannten Bier- und Weinglocken, vorbehalten. Diese kündeten die Sperrstunde an, welche allgemein sehr genau eingehalten werden sollte. Bekanntlich befindet sich die einzige heute noch erhaltene Bierglocke an der Marktsäule von Heidenreichstein. Einen alten Beleg dafür kennt das Wiener Stadtrecht von 1340, wo auch von einer „Bierglocke“ berichtet wird; im 15. Jahrhundert sollte sich hier nach dem Ertönen der Bierglocke niemand mehr ohne Licht auf der Gasse zeigen. 1546 hören wir vom Guß einer Bierglocke, die im nordseitigen Heidenturm von St. Stephan ihren Platz fand, 1772 hatte man diese Glocke umgegossen. Von dem damit zusammenhängenden Ausdruck „Bierglockenzeit“ wird übrigens auch in

den Weistümern der Leopoldstadt (ca. 1460) und St. Theobald (Wien) um 1562 berichtet.

Zur zweiten, im allgemeinen viel geläufigeren Gruppe der Rechtsaltertümer, den sogenannten Strafrechtsaltertümern, zählt man zunächst alle Gerichtsstätten, wo Recht gesprochen und entsprechende Untersuchungen geleitet wurden, so auch die Folterkammern samt ihrem vielfältigen Inventar, den verschiedenen Leibfesseln, Fuß- und Handschellen, den zahlreichen Torturinstrumenten, Beschwerkugeln, Finger- und Daumenschrauben, Beinschrauben, spanischen Hosenträgern, Mundbirnen, Geißeln usw., die bekanntlich ja nicht willkürlich, sondern lediglich zur Wahrheitsfindung in Anwendung gebracht werden durften. Ziemlich vollständige Sammlungen davon haben sich erfreulicherweise erhalten in der Folterkammer auf Schloß Pöggstall, aber auch in der Strafrechtssammlung des Niederösterreichischen Landesmuseums auf Schloß Greillenstein bei Horn wird vieles aus diesem Bereich gezeigt. Einiges davon freilich besitzen selbstverständlich hin und wieder auch andere öffentliche und private Sammlungen. So etwa zählt zu den Rechtsstätten die bereits erwähnte Örtlichkeit beim Heidentor von St. Stephan in Wien mit dem schon besprochenen Rechtssymbol der Richterplastik, worunter wie erwähnt zur Babenbergerzeit die Gerichtssitzungen stattgefunden haben. Natürlich wäre hier auch von den diversen, freilich viel jüngeren, meist aus der Barockzeit stammenden Einrichtungsgegenständen und den Gerichtssymbolen zu reden, die in den alten Gerichtsstuben waren und sinnbezogen auf die Gerichtsbarkeit hinweisen. Zur Standardausrüstung zählen immer wieder Kruzifixe und Standleuchter. Ein derart ziemlich komplettes Ensemble bot sich da zum Beispiel in der Dürnsteiner Gerichtsstube an. Hier sind die Rechtssymbole in Stuck ausgeführt und die hölzernen Fensterflügel mit lateinischen Sprüchen und bildhaften Rechtsweisungen bemalt. Die letzteren befinden sich jedoch derzeit in der Strafrechtssammlung auf Schloß Greillenstein, wo man übrigens bis heute eine vollständig eingerichtete herrschaftliche Gerichtsstube im Original bewundern kann. Sicher zu diesem thematisch umfangreichen, sachkulturell äußerst bemerkenswerten Komplex zu rechnen sind weiterhin so bekannte Relikte wie das Stadtrichterrelief mit dem darauf dargestellten Stadtgerichtskollegium in Waidhofen an der Ybbs, dann etwa die wohl seltenen barocken Juramentsbilder bzw. die Eidtafeln, von denen übrigens jene im Museum von Perchtoldsdorf sicherlich zu Recht beanspruchen darf, eine der inhaltsreichsten überhaupt zu sein. Zu dieser Gruppe von hinweisenden Rechtszeichen zählt weiters das Justitiabild im Schiffahrtsmuseum Spitz, das aus dem Spitzer Rathaus stammt, sowie jenes vom Rathaus in Traiskirchen, gleich wie eine kleinere Justitia-Plastik im Rathaus von Retz. Die Funktion mancher dieser Gegenstände freilich scheint heute in ihrer vollen Aussage noch nicht endgültig geklärt, so ist nicht zuletzt die Bedeutung eines ovalen Eisenschildes ziemlich unklar, einer getriebenen Arbeit, darstellend ein maskenhaft menschliches Antlitz mit geöffnetem Munde, dahinter ein Schwert mit der Spitze nach abwärts. Dieses Objekt soll aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, angeblich aus dem mährisch-niederösterreichischen Grenzgebiet stammen und vermag bezüglich seiner Funktion bis jetzt wenig sicher eingeordnet zu werden. Dann zählen zu dieser Gruppe natürlich alle jene Stätten, an denen der Strafvollzug selbst

ausgeführt wurde, und zwar unterscheiden wir solche für Lebens-, Leib-, Freiheits- und Ehrenstrafen.

Lebensstrafen wurden immer vom Henker auf eigenen Hochgerichtsplätzen vollzogen und zwar entweder durch den Galgen, das RIchtrad oder das Richtschwert; das Verbrennen spielte im allgemeinen weniger eine Rolle. Für bestimmte Verbrechen kam mitunter aber noch hinzu das Lebendigbegraben, das Ertränken, Ausdärmen und Pfählen. Aus der peinlichen Halsgerichtsordnung Karl V. (1532) konnte die Todesstrafe sogar durch Schleifen zur Richtstatt und Reißen mit glühenden Zangen verschärft werden. Im übrigen hatte man nach vollzogener Hinrichtung den Leichnam der Hingerichteten mitunter verbrannt, gevierteilt oder auf das Rad geflochten. Im 17. Jahrhundert z. B. wurden nach Peter Csendes in Wien zwei Personen verbrannt, 49 gehängt, drei gehängt und verbrannt, 28 Männer und 37 Frauen enthauptet, zehn enthauptet und gerädert, eine Person enthauptet und gevierteilt und zehn Personen gerädert. Das Wiener Hochgericht befand sich bekanntlich beim Räderkreuz vor den Toren der Stadt, doch bestand auch auf dem Hohen Markt bis 1723 ein Galgen, der danach in die Roßau kam.

Von den Galgen ist in Wien freilich nun keiner mehr erhalten und wir müssen uns da nach Beispielen in Niederösterreich umsehen, wo sich heute noch unter anderem solche in Arbesbach, Großkrut, Messern, Döllersheim, Kirchberg a. Walde, Niederfladnitz, Oberstinkenbrunn, Raabs und Wilhelmsburg befinden. Die meisten anderen sind im Lauf der Zeit verfallen. Oftmals erinnern jedoch Flurnamen an jene Plätze, an denen einst das Hochgericht stand. In der Nähe solcher Hochgerichte befanden sich fast regelmäßig Armesünderkapellen oder gar nur ein Bildstock, den man auch Urlaubsmarterl hieß und deren Beachtung gleichfalls in unseren Rahmen fällt. Am besten erhalten sind jene religiösen Male in der Nähe der früheren Galgen von Döllersheim, Hainburg und Raabs. Zu erwähnen wäre auch das Inventar der Armesünderzellen, so z. B. ein Kreuz aus dem Wiener Landesgericht wie auch ein kleineres Holzkreuz mit aufgemaltem Christus aus dem Besitz des Landgerichtes Stetteldorf am Wagram, das zum Tode Verurteilten beim letzten Weg in die Hand gedrückt wurde.

Zu den RIchträdern gehörten Holzklötze, mit denen man die Knochen des jeweiligen Delinquenten unterlegte, um sie leichter brechen zu können. Originale Räder haben sich freilich kaum wo erhalten, wohl aber mehrere Richtschwerter. Die meisten dieser uns erhaltenen Exemplare sind sehr schwer. Auf ihren Klingen finden sich oftmals hochgerichtliche Symbole eingraviert, so etwa ein Galgen auf der einen und ein Rad auf der anderen Seite, daneben sieht man allenfalls Datierungen, ja sogar die Namen der Scharfrichter sind gar nicht so selten auf ihnen verzeichnet, auch verschiedene, auf Exekutionen bezügliche Sprüche lesen wir manchmal. Ferner begegnet man darauf oft kunstvoll gravierten bildlichen Darstellungen mit einem Kruzifix, Heiligengestalten, der Justitia usw. Im weiteren Sinn zählen zu dieser Gruppe gleichfalls die übrigen Werkzeuge, Geräte, verschiedenes Mobiliar und Vorrichtungen des Henkers, sowie letztlich sogar seine Bekleidung. Bekanntlich fand bei abergläubischen Menschen bis zur jüngsten Vergangenheit der Gehängtenstrick besonderes Interesse, weil er im Volksglauben eine Rolle spielt. Zu

dieser Gruppe von Geräten zählen schließlich auch noch andere Sachgüter wie die Sühnemale, steinerne Gedächtniskreuze des Hochmittelalters, die in unserem Raum vielleicht besser bekannt sind unter dem Begriff Schwedenkreuze. Sie sollen zumeist wohl an einen lange zurückliegenden Mord erinnern und waren zur Verbrechenstühne entweder vom Täter selbst oder von seiner Sippe errichtet worden. Damit sind wir bei den Gedenkstätten angelangt, die immer auch fernerhin eine gewisse Publizität von einstmals aufsehenerregenden Justifizierungen garantieren. So ist etwa bekannt, der steinerne Kreisring am Hauptplatz von Wiener Neustadt, wo 1522 Hans von Puchheim und weitere sieben Teilnehmer einer ständischen Rebellion unter Ferdinand I. hingerichtet worden waren. Nur als weiteres Beispiel aus Wien sei hier die Justifizierung des Franz Engelberger (1642) erwähnt, zu dessen Erinnerung man an der Schranne eine Tafel mit entsprechendem Text in deutscher und lateinischer Sprache angebracht hatte, die bei einem späteren Umbau verschwunden ist. Solche und ähnliche Ereignisse, die vielfach auch durch Kupferstiche, welche weite Verbreitung fanden, bekannt wurden, hatten zu ihrer Zeit natürlicherweise ungeheures Aufsehen erregt. Ähnlichen Intentionen der Beschreibung und Bekanntmachung von Mordtaten und deren Sühnung dienten bekanntlich Moritaten und Bänkellieder.

Nun zu den Leibesstrafen, worunter man vielfach Prügel-, Ruten- oder Geißelstrafen verstand. Sie wurden meist in Gefängnissen oder öffentlich mittels Geißel- oder Rutenschlägen vollzogen. Mitunter hat man dazu die Delinquenten an vierbeinige Prügelbänke gefesselt, wie wir eine solche z. B. im Anton-Museum in Zwettl, im Rathaus von Pulkau bzw. in der Rechtsaltertümersammlung des Niederösterreichischen Landesmuseums in Greillenstein sehen. Auch die an sich nicht häufige Brandstempelung von Delinquenten mittels eigener Brandstempel ist hierher zu zählen. Ebenso die Verstümmelung durch Handabhacken.

Die Freiheitsstrafen wiederum wurden in verschiedenen Gefängnissen und Verließen von Burgen und Schlössern oder in Kellergeschoßen der Rathäuser verbüßt, von denen noch eine ganze Reihe im Originalzustand erhalten ist; erwähnenswert in dem Zusammenhang das bekannte kleine hölzerne Blockgefängnis auf der Burg Greifenstein. Das Wiener Gefängnis z. B. befand sich im Amtshaus in der Rauhensteingasse, wo sich zahlreiche unterirdische Kerker befanden, hier hatte man Verhöre und peinliche Befragungen durchgeführt. Oft verbüßte man Freiheitsstrafen auch in eigenen Arbeitshäusern oder im Wiener Stadtgraben, meist erschwert durch allerlei Fesseln, Leibringe, Fußkugeln oder Fußschrauben bzw. -blöcke usw.

Hingegen zeichneten sich die Schandstrafen durch eine Reihe von Varianten aus. Diese wurden zumeist öffentlich vollzogen und waren vornehmlich für geringere Delikte wie kleinere Diebstähle, Ehrenbeleidigungen, Trunkenheitsexzesse, Raufhändel, leichtere Sittlichkeitsdelikte usw. verhängt worden. Am bekanntesten von allen diesen Strafen ist wohl die Ausstellung am Pranger, die in Niederösterreich anhand von ca. 250 Ortsbelegen gut nachgewiesen werden kann, wobei aber die bereits erwähnte zeichenhafte Rechtsbedeutung dieser Säulen wahrscheinlich älter ist. Freilich, fast alle der heute noch erhaltenen Pranger sind in ihrem derzeitigen Bestand um einiges jünger, selten gehören sie noch dem aus-

gehenden Spätmittelalter an. Die Mehrzahl von ihnen stammt aus der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Neben älteren Typen aus Holz gab es solche aus behauenen Steinsetzungen, aber auch gefügte Ziegelbauten begegnen uns. Oft kann man an diesen Säulen noch heute die Merkmale ihrer einstigen Funktion sehr deutlich feststellen, an verschiedenen Stellen sind künstlich Löcher eingebohrt und eiserne Zapfen, Hand- und Fußschließen, Halsschließen sowie Haken für Fesselungszwecke angebracht. In den letzteren hängen vielfach Ketten, Ringe, sowie an Ketten befestigte Bag- oder Schandsteine oder gar Arm- und Halsfesseln. Insbesondere aus dem Waldviertel konnten bislang 78 Prangerbelege festgestellt werden. Manche dieser Prangerhaken dienten freilich wohl auch zum Aufnehmen des hölzernen oder eisernen Freiongsschwertarmes, von dessen Funktion bereits oben gesprochen wurde, woraus man ersehen kann, daß eine Reihe dieser Säulen ganz und gar nicht allein die Funktion eines Prangers, sondern zugleich auch die einer Marktsäule hatte, während, wie wir bereits hörten, eine dritte Gruppe dieser Säulen ausschließlich Hoheitszeichen für Marktrecht und Marktfreiheit war und speziell jene Säulen umfaßte, die meist ein Prangermandl mit einem Freiongsschwert in der Hand aufweisen. An solchen Exemplaren sind und waren ehemals natürlich auch keine Ketten, Schließen oder sonstige Halterungen zum Festmachen von Verurteilten sichtbar, auch im Aufbau unterscheiden sie sich von den oft rein zweckdienlich ausgerichteten Prangern. Eine weitere, im wesentlichen offenbar ähnliche Ehrenstrafe, ist das Ausstellen auf einer Schandbühne, das Sitzen im Bock — ein sehr schönes farbig bemaltes Exemplar aus dem 17. Jahrhundert befindet sich übrigens im Stadtmuseum von Neunkirchen, weiters die sogenannte Kreuzstrafe, welche mitunter von der Prechelstrafe schwer zu unterscheiden ist. Dann zählt hierher das Tragen des meist runden Bagsteines oder der Fiedel, die dem selben Zweck diente und eine aufklappbare Geigenform hatte, wobei interessant erscheint, daß neben der relativ hohen Zahl von Waldviertler Bagsteinbelegen in 63 Orten für die Fiedel nur 43 Ortsbelege nachgewiesen werden können. Der Fiedel ähnlich, jedoch im Erdboden fixiert, war die Prechel, sie ist vornehmlich als Kirchenstrafe bekannt. Über sie wurde schon mehrfach gehandelt, dasselbe gilt für die Kreuzstrafe, so daß hier nicht näher darauf eingegangen zu werden braucht. Andere Ehrenstrafen wiederum bestanden darin, in aller Öffentlichkeit rittlings auf einer hölzernen Eselsplastik bzw. auf einem Prangerstuhl — so in Hainburg — zu sitzen. Dann gehört hierher das Stehen — mitunter mit einem Strohkranz oder einer Kerze — an speziellen Schandplätzen oder in einer Schanddecke, die mit Schandfiguren, wie in Wullersdorf und Mautern, versehen sein konnte. Weiters sei hier an das Sitzen im Narrenkötterl erinnert, ein solches befand sich z.B. im Sockel des Prangers von Bockfließ. Vom Wiener Aussetzstüberl, einer nicht in der Form, jedoch funktionsmäßig ähnlichen Einrichtung wird berichtet, daß in ihm vor der Aburteilung nahe der Schranne die Verurteilten ausgestellt waren. Hingegen wird das bekannte Bäckerschupfen wieder seltener belegt, es widerfuhr bekanntlich manchmal jenen Bäckern, deren Brot von der Behörde als zu leicht befunden wurde. Diesbezügliche Belege sind uns vornehmlich aus Orten an der Donau, aber auch aus Retz bekannt. Von einem Bäckerschupfen in der Roßau (1728) hat übrigens bis ins einzelne Max Kratochwill berichtet.

Zuletzt ist als Schandstrafe das Umgehen mit dem hölzernen Schandmantel oder mit Schandmasken zu erwähnen, letztere freilich fanden sich bislang nur in Musealbesitz. Schandtafeln mit Angaben von Delikten wiederum mußten insbesondere von Delinquenten getragen werden, die am Pranger zu stehen hatten. Hingegen vermutlich ein Schandstrafgerät war die sogenannte Eiserne Jungfrau, welche sich einst auf der Burg Feistritz am Wechsel befand.

Damit wäre nun ein kurzer, schematischer Abriss über das wichtigste, mitunter jedoch recht vielfältige und zum Teil bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Funktion stehende Material der Rechtspflege in Niederösterreich geboten, womit der Forschungsgegenstand der Rechtsarchäologie nun einmal vorgestellt und Probleme angedeutet wurden. An Beispielen aus dem Waldviertel sollte hiermit überblicksweise gezeigt werden, daß diese Landschaft nur in Verbindung mit den Nachbarlandschaften gesehen und nicht isoliert betrachtet werden kann. Es ist das Ziel der Rechtsarchäologie, einerseits alle dinglichen, vielfach sinnfälligen Relikte der alten Rechtsgewohnheiten weiterhin aufzuspüren, sie zu erhalten und speziell ihre Funktion zu eruieren, und andererseits die alten Rechtstraditionen in ihrer gegenwärtigen modernen Form erkennbar und verständlich werden zu lassen. Neben dem historischen, oft sehr altartigen Komplex ist es, wie man sieht, freilich nur wenig, was hievon unmittelbar bis in die jüngste Vergangenheit nachwirkt, wie z. B. die Geltung alter Grenzzeichen, dann manche Gebots- und Verbotszeichen, die Freiungen usw. Auch bestimmte Rechte, wie das Recht des freien Ausschanks, z. B. von Wein, Most, werden heutzutage noch oft mittels traditioneller symbolischer Rechtszeichen deutlich gemacht. Schließlich haben, wie wir hörten, selbst manche altartige, bis in die Gegenwart überlieferte Formen der Nachrichtenvermittlung rechtlichen Charakter. Interessanterweise gehören alle diese bis heute wirkenden Sachbelege zum Bereich der Hoheitsrechtsaltertümer, wogegen sich das Strafrecht seit der Aufklärung humanitären Grundsätzen folgend zunehmend andersartig manifestiert.

Bei allen
Bevölkerungskreisen
des Waldviertels
beliebt —

**ZWETTLER
NACHRICHTEN**
DER N.Ö. LAND-ZEITUNG



Reformation und Gegenreformation in neuer Sicht

Vorbemerkung

Ich möchte meine Ausführungen nicht so sehr unter das mir aufgebene Thema stellen, als vielmehr über meine Ausführungen die Überschrift setzen „Ergebnisse und Fragen reformationsgeschichtlicher Forschung in Niederösterreich“. Es geht nicht so sehr um eine detaillierte Darstellung der Epoche, als vielmehr um eine Einführung in die Problematik der Zeit und ihrer religiösen Bewegung, sowie um ein Ausleuchten der Hintergründe. Um meinen Standort etwa anzugeben, möchte ich drei Arbeiten nennen, die jeweils in einem bestimmten Bereich die Absichten und die Meinung darlegen und durch wissenschaftlichen Apparat belegen. Die eine ist ein Versuch, die vorhandene Literatur zur reformationsgeschichtlichen Forschung im Lande unter der Enns zu sichten und zu werten ¹⁾, die andere ist ein erster Versuch, die Periode von Reformation und Gegenreformation, bzw. katholischer Reform im begrenzten Bereich des Waldviertels darzustellen ²⁾; in der dritten habe ich versucht, Geschichte und Morphologie des österreichischen Protestantismus in großen Zügen aufzuzeigen ³⁾. Auf diesen — und einer Reihe anderer — Vorarbeiten beruhen meine heutigen Ausführungen. Vor die eigentliche Behandlung des Themas möchte ich aber noch einige Bemerkungen zur Abgrenzung meiner Darlegungen setzen.

Die erste gilt der räumlichen Abgrenzung: Es geht um das Land, das damals Österreich unter der Enns genannt wurde; die Grenzen haben sich seither nur an einigen Stellen, vor allem im Nordwesten, im Nordosten und gegen das heutige Burgenland (um die damals von Ungarn verpfändeten Herrschaften, wie Kobersdorf, Bernstein, Eisenstadt) verschoben. Diese Grenzverschiebungen sind nicht so gewichtig, daß sie besonders berücksichtigt werden — obwohl sie natürlich Teil des Landes waren — nur am Rande Berücksichtigung finden. In zeitlicher Hinsicht ergibt sich die Abgrenzung nach vorne natürlich aus dem Beginn der „Reformation“: 1517 Veröffentlichung der Thesen Luthers, 1521 Reichsacht nach dem Reichstag zu Worms. Die Zeit vorher wird höchstens so weit berücksichtigt, als es um eine gewisse Erhebung der geistigen und äußerlichen Verhältnisse der Kirche am Ausgang des Mittelalters geht. Friedrich von Below stellte 1917 die Frage nach den „Ursachen der Reformation“ und suchte sie aus der Untersuchung der spätmittelalterlichen kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse zu beantworten. Es ist nicht unsere Aufgabe, das von Below'sche Unternehmen im lokalen Bereich nachzuvollziehen; der Hinweis soll lediglich auf die zeitliche Begrenzung des Themas aufmerksam machen. Die Abgrenzung zu späteren Perioden ergibt sich aus dem mit der Schlacht am Weißen Berg (1620), durch die Ausweisung der evangelischen Prediger und Schulmeister (1625/27) und schließlich durch die Reformationspatente vom 4. Jänner 1652 gegebenen Einschnitte. Die Emigration und die ihr entgegengesetzte Bewegung der Einwanderung katholischer Schwaben und Bayern bleiben dabei zur Gänze ausgespart.

Schließlich soll noch eine Bemerkung zur Gewichtung folgen. Diese ist natürlich Ausdruck der Meinung und auch der Interessen des Referenten. Die Hauptakzente der Darlegungen werden natürlich dort liegen, wo dieser subjektiv die wichtigsten Ereignisse und Vorgänge zu erkennen vermeint. Es geht mir um eine „Morphologie“ des Protestantismus, also um eine Darlegung vorzugsweise der Erscheinungen im evangelischen Bereich, die sich aus den Vorgängen von Reformation und Gegenreformation, sowie der katholischen Reform ergeben haben. Das Erscheinungsbild des zeitgenössischen Katholizismus wird dabei sehr blaß bleiben, und zwar schon wegen der hier noch besonders vielen offenen Fragen.

1. Reformationsgeschichte in der Heimatforschung

a) Heimatforschung geschieht in der Regel unter dem Vorzeichen besonderer persönlicher Verbundenheit mit dem Gegenstand der Forschung. Dabei wird nicht selten als Triebkraft und Movens ein starkes emotionelles Element wirksam ⁴⁾, das die heimatkundlichen und lokalgeschichtlichen Forschungsarbeiten vorantreibt, Opfer und Anstrengungen motiviert und dergestalt wesentlich zum Fortschritt der Forschung beiträgt. Freilich eignet dieser emotionellen Komponente auch eine Eigenschaft, die für die Forschung, ihre Dignität und ihre Objektivität gefährlich werden kann. Dies gilt nicht zuletzt dann, wenn es um die Beurteilung einer Bewegung oder geistigen Strömung geht, die im weiteren Verlauf der geschichtlichen Entwicklung überwunden oder ausgeschieden wurde, oder die als eine Bedrohung des eigenen Standpunktes empfunden werden muß (Feinde!), oder aber auch dann, wenn ihre Lebensäußerungen nicht unmittelbar erlebt werden. Gelegentlich ist im Blick auf die bisherige Lokalgeschichtsforschung, wo sie sich mit der Reformation und dem Protestantismus beschäftigt hat, der Eindruck nicht von der Hand zu weisen, daß die Gefahr emotioneller Heimatverbundenheit nicht völlig abgewendet werden konnte. Zu oft hat man konfessionell bestimmte Vorgänge des 16. und 17. Jahrhunderts vom Standpunkt der Erben und Nachfolger, der „Sieger“ in der konfessionellen Auseinandersetzung beurteilt und bewertet.

Sicher ist gerade bei der Darstellung von Reformation, Gegenreformation und katholischer Reform die Frage der Beurteilungskriterien nicht ein für alle Male zu beantworten, freilich wird man sich von dem Erarbeiten objektiver, also wissenschaftlich adaequater Gesichtspunkte zur Beurteilung kaum dispensieren können. Beides zusammen kennzeichnet etwa den Spannungsbogen, in dem diese Forschung zu stehen hat. Daneben geht es um die zureichende Information über die Zusammenhänge, in denen die lokalen Vorgänge gestanden sind. Diese Orientierung ist wohl unabläßlich. Mit ihr muß sich das Bemühen um eine möglichst objektive Darstellung dessen verbinden, was „gewesen ist“ und „wie es geworden ist“.

b) Dabei ist zu sehen, daß die Reformationsgeschichte nicht nur jeweils Teil einer lokalen Geschichte ist, sondern daß sie auch einen Teil der Kirchengeschichte darstellt. In der lokalen Geschichte zeigen sich vor allem die äußerlichen Wirkungen und Folgen der Reformationsgeschichte, die beurteilt und bewertet werden müssen; das Wesen der Reformations-

geschichte ergibt sich freilich aus der kirchengeschichtlichen Verankerung.

So wird man fragen müssen, was denn „Kirchengeschichte“ eigentlich ist. Die Definitionen dieses Begriffes sind nach Zeiten und Personen, natürlich auch nach Konfessionen verschieden. Und das ist schon deshalb der Fall, weil man eben an verschiedenen Orten unter „Kirche“ verschiedenes verstanden hat. Manchmal war es vor allem die Institution, die — gebunden an Recht und Hierarchie — gemeint war, manches Mal war es vor allem die „unsichtbare“ Gemeinschaft der Gläubigen, die man vor allem meinte. Bei solcher Bewertung spielte natürlich der konfessionelle Standpunkt eine Rolle, war aber keineswegs allein ausschlaggebend. Vielleicht kann man heute Kirchengeschichte am ehesten als Geschichte der Reaktion auf das Phänomen, also auf Person und Werk Jesu Christi definieren (nach Alfred Raddatz). Dies meint die Geschichte der Auslegung und des Verständnisses des Wortes Gottes ebenso wie die Geschichte der kirchlichen Institutionen. Es ist eine Geschichte ständiger Entwicklungen und ihrer Korrekturen, wobei das Korrektiv — dogmatisch könnte man sagen die „norma normans“ — die Offenbarung, das Wort Gottes, also das Verständnis und die Besinnung auf Werk, Verkündigung und Person Jesu Christi war. So ist es nicht eine Geschichte der Entwicklung der Menschen, sondern eine Geschichte der Akzeption des Heils.

Diese Geschichte ist nicht partikulär zu verstehen, weder in zeitlicher, noch in geistiger, und schon gar nicht in räumlicher Hinsicht. So gibt es auch nicht eine Unterscheidung zwischen einem profanen und einem kirchlich-christlichen Sektor der Geschichte. Kirchengeschichte und „Profangeschichte“ haben grundsätzlich denselben Inhalt — mindestens was die Zeit nach Christi Geburt betrifft; die Blickrichtung ist in der Kirchengeschichte vielleicht eine andere als in der sogenannten „Weltgeschichte“; es wird anderes dort in den Vordergrund gerückt. Aber Kirchengeschichte ist die Geschichte aller menschlichen Reaktionen auf das Phänomen Jesus Christus, also auch der politischen, der kulturellen, künstlerischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen.

In formaler Hinsicht ist Kirchengeschichte eine theologische Wissenschaft, deren Stoffgebiet die Zeit zwischen dem Entstehen der ersten christlichen Gemeinden und der Gegenwart ist, und die sich der historischen Methode bedient. Weil sie eine theologische Wissenschaft ist, spielt die Wahrheitsfrage in ihr eine wesentliche Rolle, und zwar auch im lokalen Bezug.

c) Denn bei der Reformationsgeschichte, die wir als Teil der Kirchengeschichte bestimmt haben, handelt es sich, und zwar auch dann, wenn sich die Forschung auf lokale oder regionale Vorgänge beschränkt, um ein Geschehen im universellen Horizont. Ich darf dazu zwei Worte von Reinhard Wittram anführen, die zeigen, was mit dieser Feststellung gemeint ist⁵⁾: „Detailforschung ist kurzsichtig und schwachsichtig, wenn sie nicht im universellen Horizont geschieht“. — „Überall dort, wo wir in die Beinhäuser und Schatzkammern der Geschichte eintreten, atmen wir die ganze Luft der Vergangenheit und nehmen geheimnisvoll ganzheitliche Ordnungen wahr, in denen alles zeitaltermäßig zusammenhängend aufeinanderbezogen ist“. Wir dürfen diesen Sätzen des vor wenigen Jahren verstorbenen Göttinger Historikers noch hinzufügen, daß gerade die

theologische Dimension der Reformationsgeschichte die Berücksichtigung des Ganzen erforderlich macht.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß auch im lokalen und regionalen Bereich reformationsgeschichtliche Forschung nur unter Berücksichtigung (und unter Kenntnisnahme) der allgemein historischen, sozialen und wirtschaftlichen, sowie der geistigen und religiösen Zusammenhänge getrieben werden kann, wenn sie Anspruch auf wissenschaftliche Dignität erhebt.

2. Die Begriffe „Reformation“ und „Gegenreformation“

Eine Untersuchung dieser beiden Hauptbegriffe, ihres Werdens, ihrer Bedeutung und ihrer allgemeinen Anwendbarkeit in der gegenwärtigen Forschung ist nicht nur als Basis für unsere weiteren Überlegungen erforderlich, sondern auch für jeden hilfreich, der sich irgendwie mit der Erforschung und Darstellung dieses Zeitalters beschäftigt, und zwar schon deshalb, weil der Gebrauch der Bezeichnungen, ihre Bewertung und ihre Einordnung in die abendländische Geschichte ihren Niederschlag in der Behandlung und der Gliederung des Stoffes auch und gerade in den Darstellungen finden, die sich auf räumlich eng begrenzte Vorgänge beschränken. Sprachgebrauch und Stoffgliederung sind aber wieder deutlicher Ausdruck der eigenen Position und auch der wissenschaftlichen Dignität der Arbeit.

a) Der Begriff „Reformation“⁶⁾ ist seit jeher als sinnverwandt mit „renovatio“ empfunden worden und meint seit Augustinus († 430) so etwas wie eine ununterbrochene Kette von schöpferischen Formungen und erneuernden Umformungen. Im Hochmittelalter festigte sich der Begriff, d.h. er gewann festen Inhalt und weitere Verbreitung. Der Inhalt verband die Erneuerung des Imperium Romanum mit der Vorstellung der Wiederkehr eines idealen, doch jeweils verschieden gefaßten Zustandes. Bis Otto III. († 1002) stand der universale Zusammenhang im Vordergrund, dann gewann der Begriff Bedeutung in den nationalen Programmen zur Erneuerung; in diesem Zusammenhang ist besonders auf Cola di Rienzo († 1354) hinzuweisen. Die kirchlichen Reformbestrebungen des 15. Jahrhunderts, wie der Konziliarismus, geben den Worten „Reform“ und „reformatio“ neue Inhalte. Freilich wird „Reformation“ gegen Ende des 15. Jahrhunderts so etwas wie ein terminus technicus, der kirchlich wie saecular gemeint ist und Ordnung, Erneuerung und Neuauffassung, sowie Anpassung von Rechtsnormen, Zuständen, Ordnungen und Einrichtungen an neu gegebene oder veränderte Notwendigkeiten meint; dabei spielt der Begriff des „Alt-Guten“ eine wesentliche Rolle, weil diese Erneuerung angeblich im Rückgriff auf das Alte und Ideale erfolgte.

Im 16. Jahrhundert erfolgte dann eine allmähliche Einengung des Begriffsinhaltes. Nunmehr meinte man vor allem die Erneuerung und Ordnung kirchlicher Verhältnisse; dabei war zunächst kein Bezug auf eine bestimmte Konfession gegeben, auch war die Wertung nicht unbedingt positiv. So sprachen die adeligen (evangelischen) Stände unter der Enns 1608 mehrfach von der „landschädlichen“ Reformation und meinten damit das, was wir heute als die gegenreformatorischen Bemühungen der Landesfürsten Rudolf II. und Matthias bezeichnen. Anders wieder engte dann der Westfälische Friede von 1648 den Inhalt des Begriffes ein. Er

bezeichnet als „reformiert“ diejenigen Protestanten, die in der Nachfolge Zwinglis und Calvins standen.

Es war der Historiker und Theologe Veit Ludwig von Seckendorf, der dem Begriff „Reformation“ in etwa zu seinem heutigen Verständnis verholfen hat. In seinem 1688 erstmals erschienenen „*Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismus*“ erneuerte er den Anspruch des Luthertums, der Ort der Bewahrung der genuin christlichen Überlieferung und Verkündigung, also primär und eigentlich die apostolische, „katholische“ Kirche Christi zu sein. Und dementsprechend setzte er den „Lutheranismus“ mit der „*reformatio religionis*“ durch Doktor Martin Luther gleich.

Seit damals wurde Reformation zunehmend als Bezeichnung der durch Luther ausgelösten Bewegung in der abendländischen Christenheit verwendet. Leopold von Ranke († 1886) war es dann, der „Reformation“ als Bezeichnung für die historische Periode verwendete, in der diese Bewegung geschichtsmächtig war. Dieser Epochenbegriff setzte sich durch und war lange Zeit unumstritten. Erst in der neueren katholischen und in der marxistischen Forschung — um es ein wenig vergrößernd darzustellen, was einem solchen Überblick wohl angemessen sein dürfte — wird seine Berechtigung ernsthaft angezweifelt. Ohne zusehr in einfache Polemik zu verfallen, werden Gründe geltend gemacht, die Fehlerhaftigkeit und Unzulänglichkeit des Epochenbegriffes „Reformation“ zeigen sollten. Statt dessen werden andere Worte und Bezeichnungen vorgeschlagen.

In der neueren katholischen Forschung werden statt Reformation nicht selten die Begriffe „Glaubenspaltung“, „Kirchenspaltung“ oder „konfessionelles Zeitalter“ gebraucht. Nun sind gerade zu diesen Bezeichnungen weit eher als zum Begriff „Reformation“ kritische Fragen zu stellen: Glaubenspaltung — was ist das eigentlich, was und wie wurde da gespalten, kann der „Glaube“ gespalten werden?

Und Kirchenspaltungen gab es im Verlauf der Kirchengeschichte mehr als eine; nicht einmal die Hinzufügung des Eigenschaftswortes „abendländisch“ ergibt eine eindeutige Determinierung. Und das „konfessionelle Zeitalter“ bildete sich doch erst allmählich mit der langsamen Ausbildung der Konfessionen, der Festlegung der Bekenntnisse und der schrittweise vorgenommenen Abgrenzungen; dabei sind der Schmalkaldische Krieg (1546) das Tridentinische Konzil (1546—1563) und schließlich die Annahme des Konkordienbuches als Sammlung der lutherischen Bekenntnisschriften (1576/1580) die entscheidenden Daten.

Die marxistische Forschung bezeichnet die Periode der Reformation als „Zeit der frühbürgerlichen Revolution“ und stellt damit die Betrachtung der Veränderungen in der Gesellschaft in den Vordergrund; die Revolution wird dabei a priori als Movers gesellschaftlicher Veränderungen weltanschaulich postuliert, das Bürgertum als die wesentlich dabei beteiligte Gruppe angenommen und bestimmt. Entscheidend dabei ist das Zurückschieben und Nichtverstehen des religiösen Anliegens; politische, soziale und ökonomische Elemente werden als wichtig angesehen, das Anliegen der Gesellschaftsveränderung — auch auf gewaltsame Weise — wird als zukunftsweisende Einstellung positiv beurteilt 7).

Sicher ist Reformation — so viele Periodenbezeichnungen — nicht voll deckend und eindeutig, weil sie nur ein Element der Geschichte

der Zeit herausstellt; da aber Ausgangspunkt für die Bewegungen dieser Zeit — mindestens in Mittel- und dann auch in Westeuropa — dieser religiöse Faktor war, da diese Geschichtsperiode in der europäischen Geschichte einzigartig durch das Übergewicht und den Widerstreit religiöser Interessen ist, kann eine Epochenbezeichnung kaum als falsch angesehen werden, in der dieser Faktor in den Vordergrund gestellt wird. Will man aber den religiösen Faktor für diese Zeit von 1517 bis 1555 ausklammern, dann bietet sich wohl noch die — allerdings auch nicht wesentlich präzisere — Bezeichnung „frühe Neuzeit“ an, oder man spricht — zusammen mit der Zeit des ausgehenden Mittelalters — vom „Werden des neuzeitlichen Europas“.

Daneben bezeichnet „Reformation“ aber immer noch unbestritten und eindeutig eine Bewegung in der deutschen und europäischen Geschichte des früheren 16. Jahrhunderts, deren Ausgangspunkt das Leben und das Tun, die Lehren und die Schriften des 1483 im Thüringischen Eisleben geborenen Martin Luther († 1546) waren. Natürlich vollzog sich sehr bald die Verbindung der religiösen Momente, die den Grund bildeten, mit geistesgeschichtlichen und kulturellen aber auch mit sozialen, ökonomischen und politischen Faktoren. Die Bewegung der Reformation blieb auch nach ihrem unmittelbaren Ende bedeutsam und erwies sich als geheime Triebkraft und Korrektiv der deutschen und abendländischen Geschichte.

Das Wort „Glaubensspaltung“ ist unverkennbar von dem Klang negativer Wertung begleitet, der dem positiven Anliegen Luthers und der anderen, die am Anfang der Reformation standen, nicht gerecht zu werden vermag. Wenn man die Bezeichnung „Reformation“ auch für die kirchliche Bewegung nicht verwenden mag, dann muß man wohl die umständliche Bezeichnung „evangelische Bewegung und Endzeit des vortridentischen Katholizismus“ wählen.

b) Man hat in der protestantischen Forschung durch längere Zeit den negativ wirkenden Begriff „Gegenreformation“ verwendet⁸⁾, um die Zeit nach der Ausbildung der evangelischen Landeskirchen zu bezeichnen, in der die Ausbreitung des Protestantismus nicht nur gestoppt, sondern auf weite Strecken rückgängig gemacht wurde. Der Begriff wurde von Johann Stephan Pütter („Vollständigeres Handbuch der Teutschen Reichs-historie“, Göttingen 1762) geprägt und endgültig durch wieder Leopold von Ranke in die Geschichtswissenschaft eingeführt: Gegenreformation wurde zur Bezeichnung der auf die Periode der Reformation folgenden Zeitepoche, die gekennzeichnet war durch Rekatholisierung protestantischer Territorien und durch die innere Erneuerung des Katholizismus. Als Grenzen dieser Zeitepoche wurden 1555 (Augsburger Religionsfriede) und 1648 (Westfälischer Friede) oder 1659 (Pyrenäenfriede, 1660 Tod von Oliver Cromwell) angenommen. — Richtig ist in bezug auf die Verwendung dieses Begriffes „Gegenreformation“ die Kritik katholischer Forscher, daß bei dieser Bezeichnung die positiven Elemente im nachtridentischen Katholizismus nicht genügend berücksichtigt werden. Hubert Jedin hat in einer vielbeachteten Untersuchung, die 1946 erschienen ist, neben den Begriff der „Gegenreformation“ den der „katholischen Reform“ gestellt. Der Zeitraum nach 1555 ist tatsächlich durch das Zurückdrängen des Protestantismus unter stark politischem Vorzeichen und durch

die innere Erneuerung des Katholizismus gekennzeichnet. Das erstere kann man als negative Seite — also als Gegenreformation —, das zweite als positives Element — also als katholische Restauration oder Reform — bezeichnen. Im Nebeneinander der Bezeichnungen kommt wohl auch die Komplexität der Vorgänge von Konfessionsbildung und konfessionellen Auseinandersetzungen im späteren 16. Jahrhundert recht gut zum Ausdruck.

3. Was wollte die „Reformation“? ⁹⁾

Die „Reformation“ hat sich uns als vielschichtig motivierte und unterschiedlich ausgebildete Bewegung dargestellt, die allerlei Bereiche umfaßte und berührte. Dementsprechend wird man kaum nach einem einheitlichen Anliegen der Reformation fragen können, wenn man über die lakonische Feststellung hinausgehen will, daß die „Sache“ der Reformation das Bekenntnis zu Christus war. Man wird lediglich nach dem Anliegen von Martin Luther und nach seinen Motiven fragen können. Und auch hier entdeckt man sehr bald, daß sich diese im Verlauf der Zeit zwischen Thesenanschlag und Lebensende, also zwischen 1517 und 1546, schrittweise artikuliert und entsprechend den konkreten zeitlichen Verhältnissen verändert haben. Sie erweisen sich — wenn man vom Grund absieht — als nicht ganz einheitlich und erst recht nicht als in ihren Äußerungen unverändert ¹⁰⁾. Der unlängst verstorbene katholische Kirchenhistoriker Josef Lortz, der ein neues Verständnis für Luther und die Reformation erweckte, hat Luther mit einem gewissen Recht als „Reformator wider Willen“ gezeichnet. So hat die Entwicklung, so haben die kirchenpolitischen und politischen Vorgänge nicht selten zu weiterer Ausprägung der Aussagen Luthers geführt, wobei Inhalt, Form und Thema den jeweils konkreten Anlässen entsprach. Anfänglich, also bis etwa 1520/1521 hoffte Luther auf eine Veränderung der theologischen Aussagen der Gesamtkirche, und zwar vor allem im Zusammenhang mit den Fragen um Sünde und Gnade (Ablass!). Die Theologie verstand er als Ausdruck von Glaube und Frömmigkeit. Voraussetzung dafür war das, was man als reformatorische Grunderkenntnis bezeichnet hat, die *iustificatio impii*. Das Eigentliche der lutherischen Reformation war in theologisch(-soteriologisch)er Hinsicht die Entdeckung der *iustificatio Dei passiva*, der dem Menschen von Gott aus Gnade im Glauben geschenkten Rechtfertigung, also Lossprechung von der Schuld und Gerechtmachung. Daraus ergaben sich nun Folgerungen im Hinblick auf das Menschenbild und das Verständnis der Kirche. Das Erlebnis der Erlösung als existentielles Element und die unmittelbar damit zusammenhängende Lehre von der Erlösung war grundlegende Erfahrung Luthers (das sogenannte „Turmerlebnis“). Daraus ergab sich dann sekundär die Forderung nach einer Reform der kirchlichen Institutionen und Strukturen. Diese wurden gemessen an der Ermöglichung der freien Predigt des Evangeliums. Danach erfolgte in zunehmenden Maße die Beurteilung; vor allem an die Institution des Papsttumes (nicht wie in der spätmittelalterlichen Papstkritik an die Personen!) wurde diese Sonde gelegt; die Polemik richtete sich also nicht gegen die Träger des Amtes (und deren Sittlichkeit oder Unsittlichkeit), sondern gegen das Amt selbst und das damit verbundene Verständnis.

Nach 1521, als der entgültige Bruch mit dem Papsttum erfolgt war, als die reformatorische Bewegung nach organisatorischer Festigung verlangte, gab Luther seine Zustimmung zu strukturell-organisatorischen Änderungen, zur Ausbildung von Kirchenwesen in einer Bindung an die politischen Territorien. Grund dafür war einerseits, daß sich die Bischöfe in Deutschland — im Unterschied zu Schweden — der Reformation versagten, daß andererseits die territorialen Gewalten zu einer solchen Hilfe bei der Organisation des Kirchenwesens bereit waren. Den Anfang bildete die Kirchenvisitation im Kurfürstentum Sachsen 1527/1529. Aber auch in dieser Zeit der Ausbildung evangelischer Landeskirchen blieb das eigentliche Anliegen Luthers das pure docere des Evangeliums.

Dieses Anliegen des Wittenberger Professors ist bald in unlösbare Verquickung mit politischen Faktoren geraten, die natürlich ihrerseits wieder in Verbindung mit gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Tatbeständen standen. Jede religiöse Bewegung wird geschichtsmäßig im Rahmen von Öffentlichkeit, Gesellschaft und Politik. Bei Luther war etwa einer der Faktoren, mit denen sich sein „Fall“ verband, die Problematik der Kaiserwahl nach Maximilians I. Tod; daneben spielten — mindestens in bestimmter Beziehung — Ordensrivalitäten eine Rolle; und schließlich wirkten sich der Bauernkrieg und das fürstliche Libertätsstreben auf den Fortgang der Bewegung aus. Daneben stand anderes, wie etwa die scheinbare oder tatsächliche Parallelität mit humanistischen Kirchenreformbestrebungen. Und schließlich traf die Predigt von der „Freiheit eines Christenmenschen“ — so auch der Titel einer Schrift Luthers aus dem Jahre 1520 — in die sozialen Spannungen der Zeit und wirkte mancherorts — verstanden oder mißverstanden — als Katalysator.



Mercedes-Benz

Wiesenthal & Turk KG

Kremser Straße 38

3910 ZWETTL

Telefon 0 28 22 / 24 32 und 27 86

Luthers Anliegen wurde also in dieser Verquickung historisch wirksam. Ebenso schlug sich wenige Jahrzehnte später die Erneuerung der römisch-katholischen Kirche in politischen und gesellschaftlichen Handlungen nieder. Man wird daher beide Entwicklungen nach den gleichen Grundsätzen und Kriterien zu beurteilen haben und die gleichen Werte positiv bzw. negativ anführen müssen.

Welche Kriterien sind es aber, die bei einer Beurteilung sachentsprechend sein können? Als historisches Kriterium dabei kann am ehesten die Spannung beziehungsweise die Diskrepanz zwischen Wesen und Absicht einer Bewegung einerseits, zwischen Verwirklichung und Folgen andererseits in Anwendung gebracht werden. Indessen wird es nicht die Be- und schon gar nicht die Verurteilung sein, um die es primär geht, sondern die Darstellung. Diese Darstellung, die natürlich mit einer Beurteilung und mit einem subjektiven Verständnis des Darzustellenden verbunden ist, kann aber nicht einfach den Standpunkt des heutigen Betrachters zum Ausgangspunkt nehmen, sondern wird in der Entfaltung der Ansprüche und Absichten des jeweils Darzustellenden ansetzen müssen. Dabei werden im Blick auf die Reformationsgeschichte auch Frömmigkeit, Lehre und kultische Form Berücksichtigung finden müssen, ebenso aber auch die Verbindungen und Abhängigkeiten von Politik, Wirtschaft und Kultur.

Für diese Darstellung wird auch nicht ein „Erfolg“ Kriterium sein können, sondern die Bedeutung der Vorgänge im historischen Ablauf.

4. Die Erforschung der Reformationsgeschichte in Niederösterreich ¹¹⁾

Das eben Dargelegte kann im Blick auf die bisherige Forschung zur niederösterreichischen Reformationsgeschichte keineswegs immer festgestellt werden. Hier spielen Verteidigung der eigenen Position und Angriff auf die gegnerische Konfession eine nicht unbeträchtliche Rolle. Die Kirchengeschichte des Landes und seiner Religionen diente immer wieder als Beweismittel für die Wahrheit der eigenen Überzeugung. In Polemik und Apologetik hat man sich den Standpunkt lediglich einer „Religionspartei“ — das hieß im 16. Jahrhundert tatsächlich so — zu eigen gemacht oder es wurden ideologische, beziehungsweise aktuelle politisch-weltanschauliche Anliegen in die Vergangenheit eingetragen. Beiderseits verband man zusätzlich religiöse mit moralischen Wertungen und tat so, als ob Geschichte ein Tummelfeld moralischer Anschauungen und zwar nur in einer Richtung wäre.

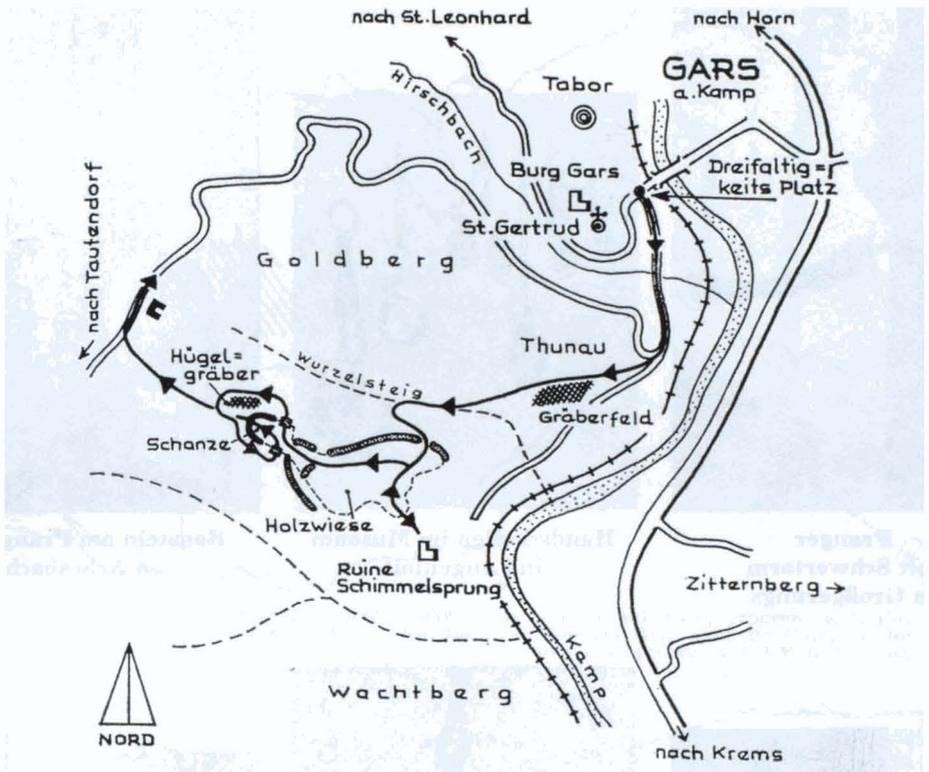
Das war bereits in der barocken Geschichtsschreibung so ¹²⁾. Aus den mancherlei, vor allem der Klosterschichtsschreibung zugehörigen Arbeiten seien hier — auch ein wenig dem Geist des Hauses verpflichtet — die „Annales Claravallenses“ des Zwettler Abtes Bernhard Linck († 1671) genannt; diese Annalen wurden — in überarbeiteter Form — von seinem Nachfolger Melchior von Zaunagg († 1741) herausgegeben. Sie standen — wie katholische Reformationsdarstellungen noch durch lange Zeit — ganz im „Banne der Lutherkommentare des Cochlaeus“ und maßen Luthers Werk, Reformation und Gegenreformation an deren Auswirkungen auf den Bestand des Stiftes Zwettl — also dementsprechend negativ ¹³⁾.

Dieser lokalen, begreiflicherweise vollständig der katholischen Kirche verpflichteten Forschung stand lediglich das fünfbändige Werk „Evange-

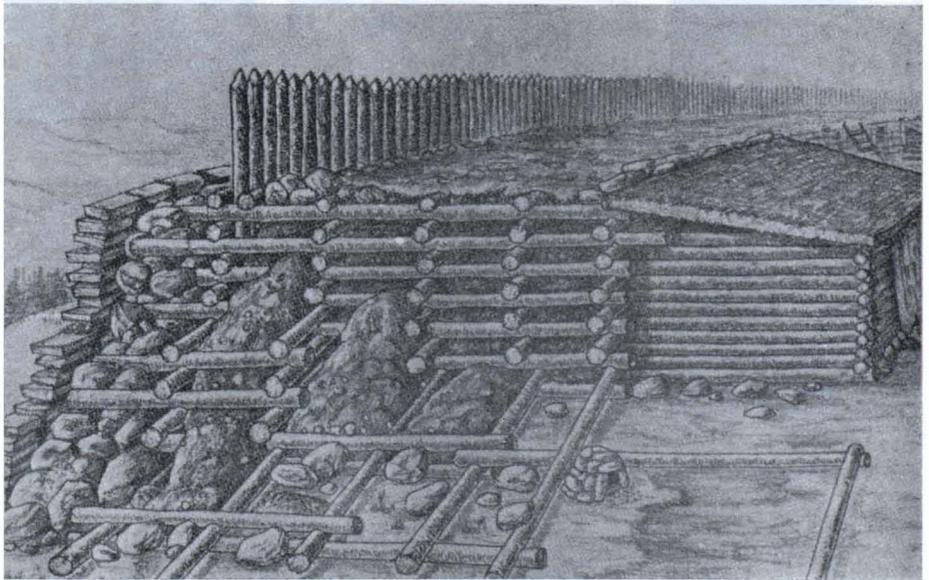
lisches Österreich, das ist Historische Nachricht von den Schicksalen der evangelisch-lutheranischen Kirche in dem Ertzhertzogthum Oesterreich . . .“ des Hamburger Pastors Bernhard Raupach gegenüber, das zwischen 1732 und 1741 erschienen ist¹⁴⁾. Für ihn, der das Land, über das er schrieb, nie besuchen konnte, war die lutherische Kirche die einzige wahre Kirche, in der Gott waltet; er wollte nachweisen, daß diese wahre christliche apostolische Kirche in Österreich der Gewalt des Widergöttlichen, der Anwendung politischer Mittel zum Zwecke der Verteidigung menschlicher Irrtümer unterlegen sei. Für den klugen und gelehrten Mann war die Reformationszeit eine Periode besonderen Heils für Kirche und Land; dabei war er für Mißstände im österreichischen Protestantismus durchaus nicht blind und verurteilte sie — wie etwa den sogenannten Flacianismus — heftig. Es gelang ihm, sich eine Fülle von Material zu beschaffen; darunter befindet sich manches, das seither verlorengegangen ist, wie zum Beispiel die Unterlagen des Visitators der evangelischen Pfarren in Niederösterreich 1580, die 1945 in Stuttgart verbrannt sind. Bei der Bewältigung dieses Materials scheiterte Raupach allerdings weithin. Dieses Material macht jedoch Raupachs Werk immer noch für die Reformationsgeschichtserforschung unentbehrlich. Der Hamburger fand zwar in Waldau (1785) und Smets (1835) zwei Abschreiber, aber nicht im eigentlichen Sinne Nachfolger.

Die kontinuierliche Erforschung der kirchlichen Ereignisse im 16. Jahrhundert begann dann gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts; sie wurde nicht zuletzt von katholischen Priestern getragen und wirkte durch lange Zeit, eigentlich sogar bis in unser Jahrhundert, nach.

Nach der mehrbändigen Geschichte des Christentums in Österreich und Steiermark von Anton Klein (I — VII, 1840—1845) war es vor allem die Arbeit von Theodor Wiedemann, die für das Land unter der Enns wichtig wurde. Seine fünfbändige „Geschichte der Reformation und Gegenreformation“ erschien 1879 bis 1885; Wiedemann benützte — allerdings recht flüchtig — die Archive des 1568 gegründeten landesfürstlichen Klostersrates (jetzt vor allem im NÖLA, Regierungsarchiv) und des passaischen Offizials bei Maria am Gestade in Wien (jetzt in den Diözesanarchiven Wien und St. Pölten); fehlendes Verständnis und ungenügende Kenntnis der Zeit, sowie die flüchtige Arbeitsweise bedingten eine Fülle von schiefen Urteilen. Infolge der Darstellungsweise, die nach einer allgemeinen Einleitung vor allem nach den einzelnen Pfarren gegliedert war, wurde — und wird leider immer noch — Wiedemanns Werk gerne in populären Geschichtsdarstellungen ortsgeschichtlicher Art (aber auch in einer ganzen Reihe von Artikeln in der vom Verein für Landeskunde herausgegebenen „Topographie von Niederösterreich“) abgeschrieben. Neben dem liberal-katholischen Wiedemann stand der Theologieprofessor und spätere Propst Anton Kerschbaumer. Er gab eine historische Abteilung der St. Pöltner Kirchenzeitung „Hippolytus“ heraus, für die z.B. auch der Horner Stadtpfarrer und spätere Abt von Altenburg Honorius Burger Beiträge lieferte. Daneben schrieb Kerschbaumer eine Reihe von Stadt- und Lokalgeschichten, deren eine erst unlängst eine bearbeitete Neuauflage erlebte¹⁵⁾, sowie eine Biographie von Melchior Khlesl, dem Reformationsbeauftragten und späteren Minister von Kaiser Matthias; vor allem aber ist seine — zusammen mit dem späteren Abt von Göttweig



Das Gelände von Thunau—Schanze—Holzwise



Der jüngere slawische Wall (Rekonstruktion)

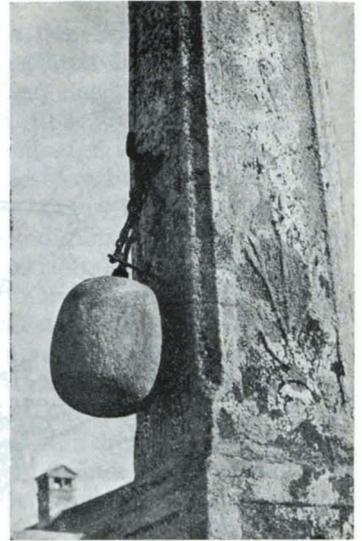
Beide Bilder sind mit freundlicher Genehmigung von Herrn Stadtrat Dr. Reinhart dem Katalog der Sonderausstellung der Krauhuletz-Gesellschaft, Eggenburg 1975, entnommen.



**Pranger
mit Schwertarm
in Großgerungs**



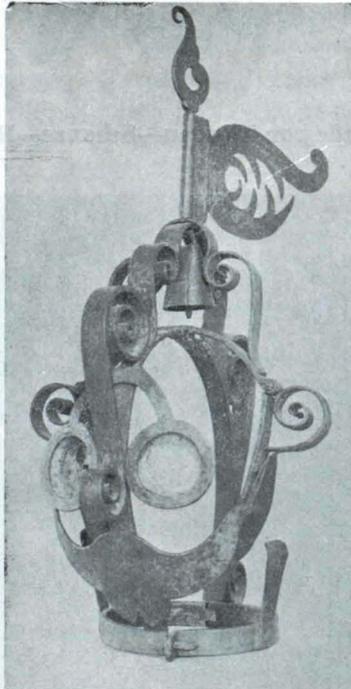
**Handsellen im Museum
in Langenlois**



**Bagstein am Pranger
in Arbesbach**



**Steinmetzen
in Neupölla**



**Schandmaske
(Antonsmuseum in Zwettl)**

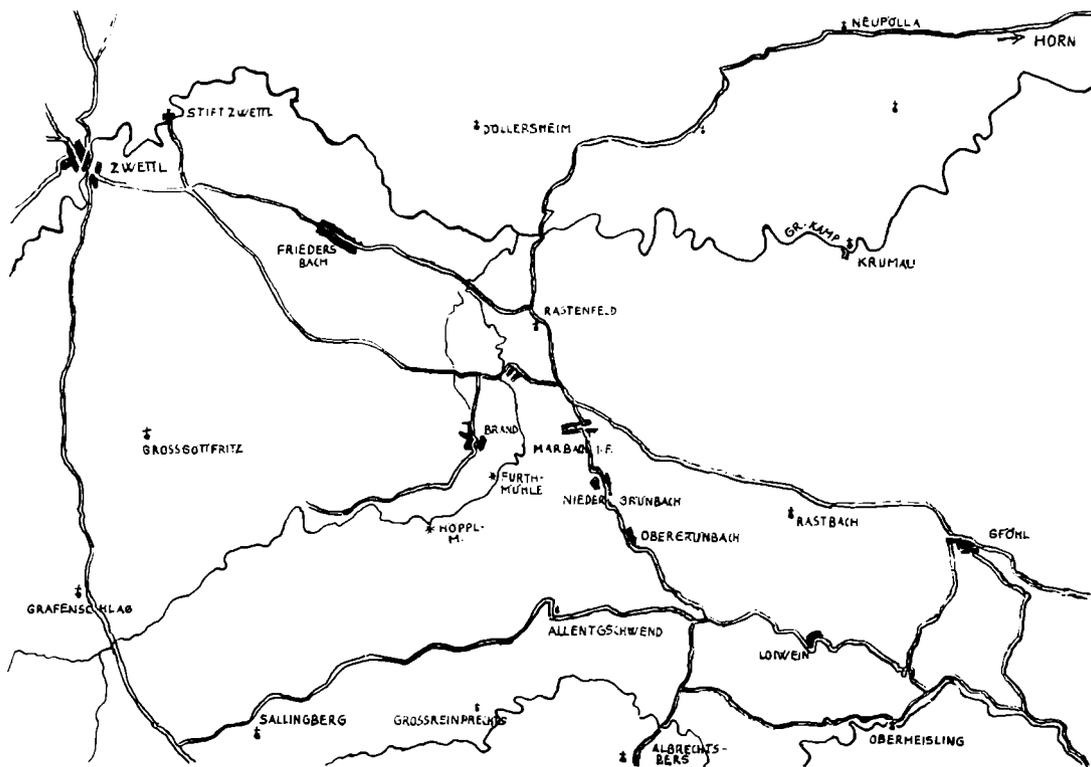


**Justitia am Rathaus
in Langenlois**

Waldviertler Exulantenschicksale



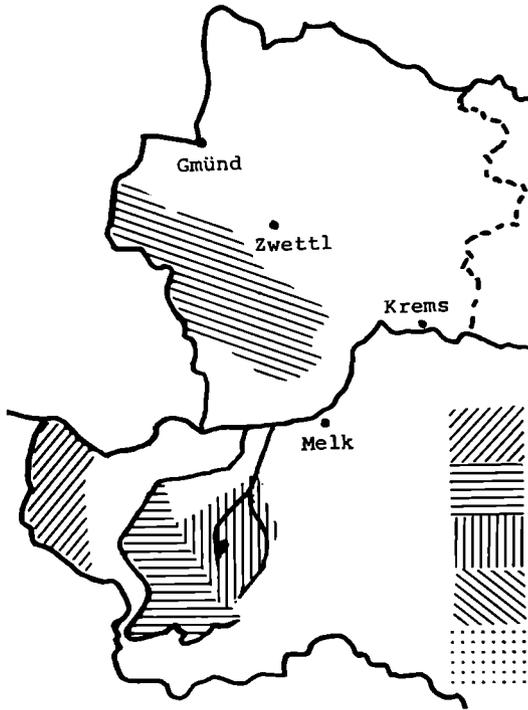
Zum Lebenslauf des Aumüllers und Wassergrafen Johann Schrenck, geboren 20. 9. 1634 „Födt-Mühl“ Pfarre Brandt in Österreich. Im 13. Lebensjahr (1647) nach Preßburg an die 23 Meilen weit erstmals zum evangelischen hl. Abendmahl. Begraben 23. 3. 1698 in Eyb bei Ansbach (heute eingemeindet)



Unter den verschiedenen österreichischen Pfarrorten wurde mit Zirkel in dem Umkreis von Preßburg mit ca. 170 km der Pfarrort Brand bei Zwettl, dann die Furthmühle am Kleinen Kamp und der Wohnort „Grünbach“ = Niedergrünbach des Paten Hans Holtzinger gefunden.

Entwurf: Pfarrer i. R. Georg Kuhr

Niederösterreichische Exulanten in Süddeutschland



Exulanten in Franken aus:

Bezirk Haag—St. Peter/Au
Pfarre Haldersjofen

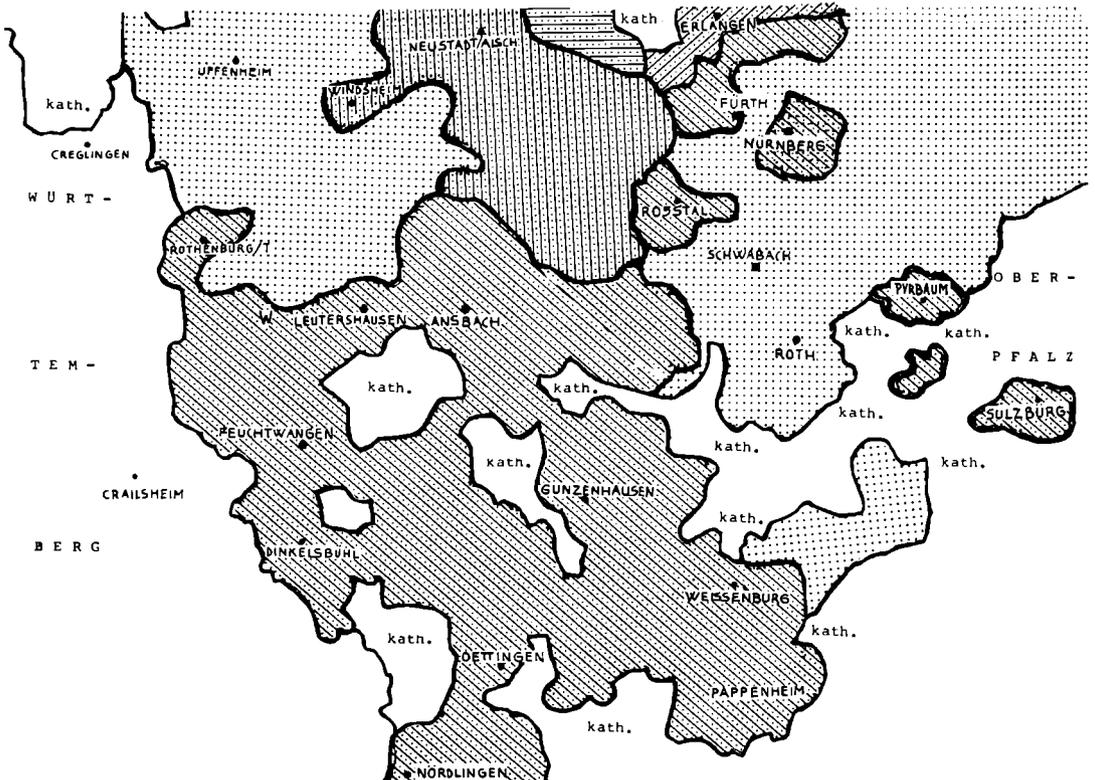
Hft. Gleiß östlich der
Ybbs—Lunz/See

Bezirk Scheibbs—Gresten
Purgstall—Steinakirchen

Waldviertel: Pöggstall,
Martinsberg, Ottenschlag,
Groß-Gerungs, Großpertholz u. a.

Oberösterreich:
„Ländlein ob der Enns“;
Böhmer, Kärntner u. a.

Weißkirchenberg/Mfr = W



Adalbert Dungal und dem Seitenstettener Benediktiner Godfried E. Friß herausgegebene — „Geschichte des Bistums St. Pölten“ zu erwähnen, in deren ersten Band sich eine knappe, plastische und materialreiche, freilich nicht aversionslose Darstellung des Protestantismus findet.

Als einen späten Nachfolger dieser katholischen Forschung kann man durchaus noch den Dechanten von Klein Pöchlarn Alois Plesser († 1939) ansehen, der nicht nur eine Fülle von Regesten zur „Kirchengeschichte des Waldviertels“ sammelte und in den Bänden der „Geschichtlichen Beilagen zum St. Pöltner Diözesanblatt“ (ab IX.) veröffentlichte, die für den Reformationshistoriker wertvollste Nachrichten enthalten, sondern auch einige kleinere Darstellungen der Zeit schrieb, die noch den alten Prinzipien folgten.

Diese waren etwa folgende: die Reformation war Anlaß und Ursache für den Niedergang der Kirche, was einen Niedergang der Kultur zur Folge hatte. Das 16. Jahrhundert war eine innerlich und äußerlich schlimme Zeit; Uneinigkeit im Inneren, adeliger Egoismus, Bedrohung von außen durch die Türken und die Reformation wirkten zusammen, Staat und Kirche waren in größter Gefahr. Der Adel hegte verderbende politische Ansichten und war in seiner Frömmigkeit egoistisch und negativ, die protestantische Ketzerei hinterließ einen nur schwer wieder gut zu machenden Schaden. Diese Form der Beurteilung findet sich noch gelegentlich in heimatkundlichen Darstellungen. Sie sollte endlich als unhistorisch und unrichtig erkannt werden. Hans Pemmer hat an einem konkreten Beispiel (Rehberg) nachgewiesen, wie falsch solche Beschuldigungen und Verurteilungen auch dort sein können, wo sie scheinbar quellenmäßig belegt sind; hier gilt es doch, objektive Quellenkritik zu treiben.

Um die Wende zum 20. Jahrhundert begannen in rascher Folge Bücher und Aufsätze des Wiener Historikers (damals Archivar am NÖLA, dann Universitätsprofessor) Viktor Bibl zu erscheinen, die Themen der Ständegeschichte und der Gegenreformation beinhalteten. Sie waren ganz anders gearbeitet und auch anders orientiert. Eine Fülle neuer Archivmaterialien aus der Handschriftensammlung der ÖNB, aus dem NÖLA, Ständisches Archiv, sowie aus Münchner Archivbeständen wurde bearbeitet. Der Verfasser war scheinbar um Objektivität bemüht, die Arbeiten stellten eine Fülle von Einzelheiten in größere Zusammenhänge hinein und wirkten daher nicht selten überladen und unübersichtlich, dokumentieren aber auch die antiklerikale, antiständische, national-liberale, zentralistisch orientierte Ansicht des Verfassers. Aber vor allem für die politischen Zusammenhänge der Konfessionsgeschichte Österreichs im 16. und 17. Jahrhundert sind Bibls Arbeiten immer noch unentbehrlich.

Die evangelische Reformationsgeschichtsschreibung, die sich 1879 in der „Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus in Österreich“ und deren seit 1880 jährlich erscheinenden „Jahrbuch“ einen Mittelpunkt geschaffen hatte¹⁶⁾, aber weithin auf wenige Professoren und Pfarrer beschränkt blieb, fand im Land unter der Enns kaum Echo. Auch in ihr war zunächst das apologetische Moment deutlich merkbar. Ihren Höhepunkt erreichte sie nach den — auch für Niederösterreich nicht unwichtigen — Arbeiten von Johann Th. K. Ritter von Otto, Eduard Böhl und Friedrich Selle in dem Werk von Georg Loesche († 1932). Seine „Ge-

schichte des Protestantismus im vormaligen und im neuen Österreich“ (1930) spiegelt in großartiger Weise diese einseitig orientierte Arbeits- und Darstellungsweise. Sie ist schroff antikatholisch, großdeutsch orientiert und auch in bezug auf die innerprotestantischen Verhältnisse und Vorgänge nicht frei von Verzeichnungen und einseitigen Wertungen, in Materialbeherrschung und sprachlicher Ausdrucksform, sowie Geschlossenheit der Darstellung aber eindrucksvoll.

Mit dem Tode Loeschkes brach diese Richtung der Forschung eigentlich ab. Die späteren evangelischen Forscher, unter denen Karl Voelker, Josef Kallbrunner, Paul Dedic, Josef K. Mayr und Grete Mecenseffy, sowie Harald Zimmermann, Oskar Sakrausky und Peter Barton zu erwähnen sind, sind anders motiviert und orientiert¹⁷⁾.

In den letzten Jahren hat man sich wieder — von verschiedenen Seiten kommend — mit Themen beschäftigt, die reformationsgeschichtlich relevant sind. Es war dies die Adels- und Ständeforschung; hier sind Otto Brunner, Herbert Hassinger, Karl Gutkas und Michael Mitterauer zu nennen; dann war es die kulturgeschichtlich orientierte Forschung (Karl Großmann, Otto Brunner, Anna Gräfin Coreth), Musik- und Literaturgeschichte (Hans Joachim Moser, Othmar Wessely; Richard Newald, Martin Bircher), sowie die stadtgeschichtliche Forschung (von Rudolf Resch und Ludwig Brunner angefangen). Vor allem in den letzten Jahren haben zunehmend Dissertanten Themen bearbeitet, die wichtig sind, wie etwa die über die Landtagshandlungen oder die Zusammensetzung der adeligen Stände. Die katholische Forschung im Lande unter der Enns, die lange im Schatten der Arbeiten von Karl Eder stand, fand in Josef Wodka und auch in Franz Loidl Mittelpunkte der Arbeit; diese beiden Professoren regten eine Reihe von Dissertationen an, von denen die eine und andere in der Zwischenzeit auch gedruckt wurde (Friedrich Schragl). Daneben stand und steht die klostergeschichtliche Forschung (Isfried Franz; Floridus Röhrig, u.a.). Nicht zuletzt muß aber auch auf die großräumige politische Forschung verwiesen werden, von der Impulse für die reformationsgeschichtlichen Darstellungen im Lande ausgehen (Heinrich Lutz, Johann Rainer, Karl Gutkas).

Mehr als ein knapper Überblick über die Entwicklung der Forschung konnte hier ja nicht gegeben werden. Er sollte nur eine Orientierungshilfe für eigene Arbeit geben.

5. Ein Überblick über Reformation und Gegenreformation in Niederösterreich

Auch diese Übersicht kann nur einige Probleme aufzeigen und die bisher fehlende Gesamtdarstellung nicht ersetzen. Die Darstellung wird die katholische Kirche, ihr Leben und ihre Erneuerung nicht berücksichtigen; eine Darstellung der „katholischen Reform“ fehlt also, nicht zuletzt auch deshalb, weil hier die Vorarbeiten noch auf weiter Strecke fehlen.

a) Lutherische Gedanken waren schon sehr bald nach der Veröffentlichung der 95 Thesen im Lande unter der Enns bekannt¹⁸⁾. Sie trafen auf eine Kirche mit alt gewordenen Strukturen und auf eine wenig entwickelte, dazu nicht selten als steril empfundene Theologie, vor allem aber auch auf reformerische und kritische Ideen des Humanismus. In erster

Linie sorgten Bücher und Druckschriften für eine rasche Verbreitung dieser lutherischen Gedanken. Entsprechend den Vorstellungen mittelalterlichen Ketzerrechtes um die Ausführung des Wormser Ediktes von 1521 unternahm es der Landesfürst, Gegenmaßnahmen einzuleiten. Diese vermochten zwar das Einströmen der Gedanken nicht zu verhindern, ließen jedoch die Etablierung einer evangelischen Landeskirche in institutionalisierter Form nicht zu. Dabei war wohl auch von Bedeutung, daß das „Bündnis“ zwischen Luthertum und Humanismus schon sehr bald zerbrochen ist; vor allem aber fehlte auch noch im eigentlichen Sinne ein konfessionelles Bewußtsein¹⁰⁾. Während der nun folgenden Periode, aus der Nachrichten über den „Lutheranismus“ weithin fehlen, vollzog sich der Zerfall des katholischen Seelsorgesystems, von dem die Visitation der Pfarren im Jahre 1528 im Ansatz, die von 1544 in weitgehendem Maße Kunde gegeben hat; der Priestermangel wirkte sich angesichts der spezifischen Form der Frömmigkeit katastrophal aus. Das anscheinend unterirdisch vorhandene Luthertum brach dann nach 1550 rasch und ziemlich vollständig durch, wobei sicherlich noch nicht überall ein klares konfessionelles Bewußtsein vorhanden war. Welche Bedeutung bei diesen Durchbruch der Augsburger Religionsfriede von 1555 hatte, ist nicht festzustellen.

Es war weder ausschließlich eine „Reformation von oben“ noch eine solche von „unten“. Es gibt in Einzelfällen Beweise für das eine wie für das andere, so daß die Vermutung zulässig erscheint, daß sowohl Vorkehrungen der Obrigkeiten, wie Pfarrstellenbesetzung durch die Patronatsherren, Anweisungen zum Gottesdienstbesuch in bestimmten (lutherisch pastorierten) Kirchen und persönliches Vorbild, wie auch Bewegungen der Bürger und Bauern zusammenwirkten. Diese Bemühungen „von oben“ sind als Teil der Pflicht der Obrigkeit (Herrschaft als christliche Hausvaterschaft verstanden!) zu beurteilen. Eine Gegenwehr gegen die Protestantisierung ist kaum merkbar; gelegentliche Nachrichten derartigen Inhalts sind im Zusammenhang mit den späteren Rekatholisierungsbestrebungen zu sehen und hatten nicht selten den Charakter einer „Alibi“-bemühung.

b) Die Motivationen für den Anschluß an das Luthertum sind pauschal nicht erhebbar. Im einzelnen dürften recht unterschiedliche Gründe wirksam geworden sein, und zwar sowohl religiöse und als religiös empfundene, wie auch andere. Sicher war das und dort auch die Unzufriedenheit mit den kirchlichen Zuständen, sowie das Streben nach dem Neuen von Bedeutung.

Hingegen kann man keineswegs pauschal die Gier nach den Kirchengütern dafür als Grund annehmen. Hier liegen die Dinge auch reichlich kompliziert. Bei einer Beurteilung der einzelnen Vorgänge haben Berücksichtigung zu finden: Die im Protestantismus gegebenen Ansichten über die Bedeutung von geistlichen Stiftungen und deren Sinn, bzw. Zwecke; die Art der Pfarrerbesoldung durch die evangelischen Patronatsbesitzer²⁰⁾, verschiedene lokal wirksam gewordene besitzgeschichtliche Faktoren²¹⁾, das kanonische Recht des Patrons auf Unterstützung bei Armut, das Recht der Rechtsnachfolger der Stifter auf Einzug der Stiftung bei Nichterfüllung der Stiftungsabsicht, sowie die Erschöpfung der Stiftungssubstanz. Außerdem ist doch zu beachten, daß es um kirchliche Vermögenswerte und Güter im Hinblick auf Veruntreuung, Einzug, Pfründen-

häufung und dergleichen beinahe zu allen Zeiten Probleme gegeben hat, daß der katholische Landesfürst gerade im 16. Jahrhundert unter dem Titel „Türkenhilfe“ mehrfach kirchliche Vermögen zu besonderen Abgaben heranzog oder beschlagnahmte²²⁾. Schließlich ist längst bewiesen, daß allerlei Grundbesitz der kirchlichen Einrichtungen, wie etwa in Horn, während der Zeit der Gegenreformation saecularisiert wurden; man schob zu gern den Protestanten das in die Schuhe, was man selbst verschuldete oder mindestens duldete; und Spätere glaubten es nur zu bereitwillig. Konfessionelle Polemik entzündete sich ja an sich gerne an Geld und Gut, objektiven Rechten und Abgaben. Natürlich haben evangelische Adelige und Stadtmagistrate kirchliche Vermögenswerte aus Egoismus auch enteignet — es waren ja weder Engel noch lauter Ehrenmänner unter ihnen —, aber längst nicht jede Beschuldigung dieser Art trifft zu. Und manches kam erst in der Jahren nach 1627 abhanden, als evangelische Patronatsinhaber katholische Pfarrer präsentieren mußten, wozu sie begreiflicherweise keine Lust hatten, obschon sie landesfürstliche Befehle zwangen. Als Motiv für den Anschluß an das Luthertum scheidet die „Aneignung der Kirchengüter“ meines Erachtens aber weitestgehend aus. Warum sich Mönche und Priester dem Protestantismus zugewendet haben, ist ebenfalls bereits mehrfach Gegenstand von Überlegungen geworden — aus den Überlegungen sind nicht selten Verdächtigungen und Verleumdungen geworden. Die Eheschließung spielte sicher nur mittelbar eine Rolle, war doch im vortridentinischen Katholizismus der „Concubinarius“ keineswegs eine unbekannte Erscheinung, und zwar sowohl in peripheren Gebieten, wie auch in Rom; erst unlängst wurde nachgewiesen, daß am „Vorabend der Reformation“ der größte Teil der Mitglieder des Hamburger Domkapitels, obschon geweihte Priester, verheiratet war. Und noch aus dem späteren 16. Jahrhundert ist bekannt, daß päpstliche Nuntien (Delfinus) gegen Bezahlung die Erlaubnis zur Eheschließung von Priestern erteilten. Sicher spielte das sexuelle Moment bei der Lockerung von Disziplin und Ordnung im Regular- wie im Säkularklerus eine Rolle. Wenn es aber nicht die Eheschließung war, was dann? Um die Freiheit war es doch auch nicht so großartig bestellt. Es fiel für die Prädikanten zwar die bischöfliche potestas iurisdictionis et ordinis weg, aber einerseits waren die Stände bestrebt, kirchenleitende, also aufsichtsführende Organe zu schaffen (Konsistorium, Superintendent, Senior), andererseits dort, wo es — wie in Niederösterreich — nicht dazu kam, an die Stelle dieser kirchlichen Potestas die Aufsicht durch die Vögte und Patronatsherren, womit die Stellung der Pfarrer sicher nicht wesentlich verbessert wurde²³⁾. Ob es nicht doch angesichts des theologischen Aufbruches im Luthertum und den nicht sehr einnehmenden Verhältnissen im vortridentinischen Katholizismus geschah, daß sich Priester der reformatorischen Bewegung anschlossen? Dazu mag noch die Verbindung mit Landessprache und Bibelübersetzung, Katechismen und Bekenntnisschrift gekommen sein.

Die Protestantisierung „von oben“ als Ausfluß des Sorge- und Aufsichtsrechtes der Adelligen als Herren über das „ganze Haus“ der Grundherrschaft²⁴⁾, als Folge des Patronatsrechtes, als Teil der geistlichen Sorge um die kultische, sowie bekenntnismäßige Einheit des Hauses, für die die persönliche Überzeugung der Adelligen oder der reichen Stadtbürger, die Mitglieder der Stadtmagistrate waren²⁵⁾, die Voraussetzung

bildeten, vollzog sich vor allem durch die Einsetzung von Predigern unter Ausnützung, gelegentlich auch unter Sprengung der Patronats- und Vogteirechte, weiters durch Anweisungen an Untertanen, evangelische Gottesdienste zu besuchen, sowie in der Bedrängung benachbarter katholischer Institutionen und Beschränkung ihrer Rechte, wobei die nicht selten unklaren Rechtsverhältnisse, die ja auch im Mittelalter zu einer Fülle von Streitigkeiten geführt hatten, die Möglichkeit dazu gaben.

Im Reich gab es schon bald nach 1521 konfessionelle Politik der Fürsten, dann auch der Reichsritterschaft²⁶⁾. In Österreich war das zunächst etwas anders. Wohl beschäftigten sich die Stände der habsburgischen Länder schon bald mit der Religionsfrage²⁷⁾, waren dabei jedoch um „Objektivität“ bemüht, versuchten aber vor allem nicht — wenige Jahre nach dem „Blutgericht“ von Wr. Neustadt — auf diesem Wege eine Verstärkung ihrer Macht zu erreichen. Angesichts der sich ausbildenden Konfessionalität, der Überzeugung in den eigenen Reihen und der landesfürstlichen Gegnerschaft gegen die evangelische Bewegung war diese anfängliche Objektivität freilich nicht haltbar. Die „Landschaft“ versuchte nun in Bittschriften, das ganze Land unter Einschluß des Landesherrn zum Anschluß an das Luthertum zu bewegen, was sich natürlich angesichts der landesfürstlichen Politik als unmöglich erwies. Auch die nicht von Patronat und adeliger Vogtei abhängigen kirchlichen Institutionen blieben „papistisch“. Nachdem sich die Tatbestände in allerlei Verhandlungen (1541) als unabänderlich erwiesen hatten, versuchten die Stände, selbst Möglichkeiten zu erhalten, die Verantwortung für das Kirchenwesen lutherischer Richtung zu übernehmen. Bis dahin verging aber noch geraume Zeit. Der Augsburger Religionsfriede und der Tod Ferdinand I. mußten vergehen, bis es so weit war. 1568 beziehungsweise 1571 erhielten die Stände unter der Enns durch Privilegien Maximilians II. die Verantwortung über diese kirchlichen Einrichtungen übertragen. Bischöfliche Rechte waren stillschweigend suspendiert worden. Damit war nun die Verquickung von politischen Bestrebungen ständisch-dualistischer Art mit der Religionsfrage angebahnt. In der Folge erwies sich die religiöse Frage als Katalysator der politischen Entwicklung im Verhältnis zwischen Landesfürsten und adeligen Ständen, wobei die auch konfessionell-theologisch motivierte — Loyalität des Adels trotz solcher Verquickungen lange und weithin erhalten blieb, sowie auf dem Weg zum Absolutismus.

c) Die Religionskonzession von 1568²⁸⁾ hatte nicht nur den adeligen Ständen die Verantwortung über bestimmte kirchliche Angelegenheiten übertragen, wobei sich der Kaiser allerdings begrenzte Einspruchs- und Genehmigungsrechte vorbehalten hatte, sondern ihnen auch bestimmte Auflagen erteilt, auf Grund derer die „Organisation des evangelischen Kirchenwesens“ erfolgen sollte. Dabei sind jedoch die evangelischen Gemeinden in den landesfürstlichen Städten und Märkten ausdrücklich ausgenommen worden. Das Privileg galt — ebenso wie die Assekuration vom 14. Jänner 1571 — nicht für den vierten Stand. Da den Stadträten und Magistraten nirgendwo das Patronatsrecht über die Stadtpfarran zukam, evangelische Prediger sich auf städtischen Benefizien auch nur ganz selten durch einige Zeit halten konnten, hatten diese städtischen Gemeinden ohne Pfarrer und ohne Rechtsgrundlage auch keinen rechten Bestand²⁹⁾. Den Protestanten dieser Orte blieb als Ausweg nur das Auslau-

fen, d.h. ein sich dem Pfarrzwang und der ordentlichen Seelsorge Entziehen. Dies konnte jedoch nur ein Teil der Bürger, und auch von diesen vermochten es nur wenige durch längere Zeit durchzustehen.

Anders waren die Verhältnisse im Blick auf die Pfarren unter landständisch-adeligem Patronat. Hier war die organisierte und rechtliche Voraussetzung für den Bestand einer evangelischen Gemeinde gegeben. Darüberhinaus ergaben sich Ansatzpunkte für die kirchliche Organisation. Entsprechend dem in der Religionskonzession enthaltenen Auftrage unternahmen die beiden adeligen Stände Augsburgerischen Bekenntnisses Schritte, die zu einer Vereinigung der einzelnen Pfarren in einer kirchlichen Organisation führen sollten. Obwohl es das Bestreben Maximilians II. war, den endgültigen Bruch zwischen den beiden Religionsparteien in seinen Ländern nach Möglichkeit zu vermeiden, wurde tatsächlich doch eine Entwicklung eingeleitet, die dazu führen mußte. Im einzelnen handelte es sich bei den Versuchen einer evangelischen Kirchenorganisation um folgende Unternehmungen: Entsprechend den Anweisungen in der Concession ließen die Stände durch den Rostocker Universitätsprofessor Dr. David Chytraeus, der dabei von dem Schloßprediger auf der Rosenberg, Mr. Christoph Reuter, unterstützt wurde, eine „Agende“, also ein Gottesdienstbuch für die Pfarrer und Gemeinden, ausarbeiten. Diese Agende wurde 1570 in Stein (Scheibenhof) und dann auf der Rosenberg gedruckt und bildete eine der Voraussetzungen für die Erteilung der Asekuration. Parallel dazu liefen die Bemühungen um einen Superintendenten, der als Aufsichtsorgan zusammen mit einem aus Theologen, Juristen und Adeligen bestehenden Konsistorium die evangelische Landeskirche hätte leiten sollen, wie solches etwa in Sachsen, Mecklenburg und anderswo der Fall war. Ebenfalls in diesen Jahren bemühten sich die von den Ständen bestellten „Religionsdeputierten“ um die Aufrichtung der „Landschaftsschule“ in Wien. Bereits in die Jahre der rudolfinischen Gegenreformation fiel die Durchführung der großen Kirchenvisitation durch den Rostocker Dr. Lucas Bacmeister. Auch diese betraf lediglich die Pfarrer unter landständisch-evangelischem Patronat und sollte die lehrmäßige Grundlage für die Kirche schaffen, stellte also die Erkundigungen über die Person und Meinung der Pfarrer in den Vordergrund ³⁰).

Diese Versuche sind sämtliche gescheitert. Es blieb bei „Ansätzen einer Kirchenverfassung“, wie es Grete Mecenseffy einmal genannt hat. Für dieses Scheitern sind vor allem fünf Gründe bestimmend gewesen: Der erste war die Uneinigkeit unter Adeligen und Predigern in theologischer Hinsicht. Es war der Streit um die Frage nach der Bedeutung der Erbsünde, der einen consensus de doctrina verhinderte; dieser Streit ist als „flacianischer Streit“ bekannt; die Gegensätze waren zu Zeiten so groß, daß sie innerhalb des Luthertums in Niederösterreich eine Lehrereinheit verhinderten, die nach evangelischer Auffassung die Einheit der Kirche allein darstelle. Der zweite Grund war die schon angeführte Spaltung der Protestanten im Lande in zwei unterschiedlich privilegierte Gruppen. Als dritten kann man die teilweise übersteigerten Vorstellungen der einzelnen Patronatsinhaber von ihren Rechten und Positionen ansehen, die zu einem von mir unlängst als „Rückfall in eigenkirchenrechtliche Vorstellungen“ bezeichneten Zustand, beziehungsweise zu einer Etablierung des „Territorialsystems im Kleinen“ in den einzelnen Pfarren und

Herrschaften führte. Der vierte Grund für das Scheitern einer evangelischen Kirchenorganisation war die Tatsache, daß sich diese Kirche auf Rechten aufgebaut hätte, die den Besitz betrafen. Angesichts der Veränderungen in den Eigentumsverhältnissen adeligen Besitzes und herrschaftlicher Rechte während des 16. Jahrhunderts mußte dies zu einer Inkonstanz und Unsicherheit auch der religiösen Verhältnisse führen. Und schließlich als letzter Grund: Die Rechtsverhältnisse um Patronat, Vogtei und Pfarrechte waren an vielen Orten unklar, ungenau abgegrenzt und strittig, so daß die gegenreformatorischen Bemühungen, die auf eine Revindikation solcher Rechte in katholische Hände abzielten, tatsächlich die Ausdehnung des protestantischen Kirchenwesens beeinträchtigen konnten. Dazu kam noch, daß auch die Privilegien, die die Stände in Religions-sachen erhalten hatten, außerordentlich unklar in ihrem Inhalt wie in ihrer Qualität waren. So konnte auch die rechtliche Basis der Stände und ihres evangelischen Kirchenwesens in generali erschüttert werden.

Auf diese Weise ist es zu einer Kirchenbildung im eigentlichen Sinne nicht gekommen. Es fehlte sohin in geographischer wie auch in organisatorischer Hinsicht ein Mittelpunkt. Daher versuchten die evangelischen Herren und Ritter, allerlei Ersatzlösungen auszubilden. Die 1569 gewählten Religionsdeputierten, die dann keine Nachfolger mehr fanden, und die Verordneten Augsburgerischen Bekenntnisses bildeten so etwas wie ein Konsistorium; Senioren und von den Ständen bestellte „Theologen des Vertrauens“ nahmen quasiepiskopale Funktionen wahr; Subventionen an bestehende Einrichtungen, wie herrschaftliche Patronatspfarren in besonderer Lage, vor allem in der Umgebung von Wien, und Gymnasien. beziehungsweise Lateinschulen gegen Zuerkennung des Inspektionsrechtes schufen Ersatz für eigentlich „landschaftliche“ Institutionen dieser Art.

Es ist klar, daß das Landhaus im Mittelpunkt dieser Bemühungen um das Religionswesen stand. Auch wenn der evangelische Gottesdienst dort nur durch wenige Jahre hindurch gehalten werden konnte, gab es doch immer wieder religiöse Handlungen im Landhaus (Trauungen); vor allem war aber die Kanzlei der Stände mit in die Organisation der religiösen Einrichtungen der evangelischen Stände hineingenommen. Dies führte in der Periode der Stärkung der katholischen Position unter den Ständen (Bündnis von 1604; bzw. 1610) zu einer immer deutlicher wirksam werdenden Spaltung. Als durch den Landesfürsten verboten wurde, aus der Landschaftskasse die Ausgaben für das evangelische Religionswesen zu tragen, als die Kriegsrüstungen der Jahre 1608/1609 große Beträge erforderten, mußte eine eigene „Religionsgebühr“ eingehoben werden, was zum Aufbau einer evangelischen Separatverwaltung im Landhaus führte. Diese bestand noch weit über das Krisenjahr 1620 hinaus weiter³¹⁾.

d) Es ist nun wohl an der Zeit, Aussagen über den Protestantismus und sein Erscheinungsbild im Landes zu machen („Morphologie“).

Die erste dieser Feststellungen betrifft die zahlenmäßige Größe und den Umfang des evangelischen Kirchenwesens. Zahlenschätzungen wurden bereits mehrfach versucht; methodisch sind sie alle problematisch und anfechtbar. Für bestimmte Zeitpunkte kann angegeben werden, welche Pfarren römisch und welche evangelisch pastoriert wurden. Für 1580 habe ich in einer 1966 erschienenen Arbeit eine solche Zählung der Waldviertler Pfarren vorgenommen und dabei festgestellt, daß etwa zwei Drittel

derselben mit Prädikanten besetzt waren; die Unklarheiten im Pfarrsystem verhindern eine ganz genaue Angabe von Zahlen. Ebenso kann auch die Zahl der Adeligen und ihre konfessionelle Zugehörigkeit bestimmt werden. Das dazu in methodischer Hinsicht Notwendige habe ich vor kurzem (in meiner Dissertation) dargelegt. 1580 können etwa 90 Prozent der Edelleute als evangelisch bezeichnet werden. 1610 waren es von 320 Edelleuten immer noch etwa 260, die evangelisch waren; der Prozentsatz der Protestanten lag 1620 bei etwa 75 Prozent; von 219 Herrenstandsmitgliedern (und ihren erwachsenen Söhnen) können 70 als römisch-katholisch angesehen werden. Noch im Jahre 1647 waren etwas mehr als ein Viertel der Adeligen evangelisch.

Nun kann man natürlich aus der konfessionellen Zugehörigkeit der Herrschaftsbesitzer und aus der Pfarrstellenbesetzung gewisse Rückschlüsse auf den Konfessionsstand der Gesamtbevölkerung ziehen. Dies ist bereits geschehen. Georg Loesche hat seiner Gesamtdarstellung des Protestantismus eine derartige Karte beigegeben (1930); Hermann Göhler hat schon wenige Jahre später auf die unzureichende methodische Grundlage dieser Karte hingewiesen. Dasselbe hat unlängst Grete Me-censeffy — in dem Heft 1/1975 der „Zeitschrift für Kirchengeschichte“ — im Blick auf die konfessionsstatistische Karte in dem von Ernst Bernleitner herausgegebenen „Kirchenhistorischen Atlas von Österreich“ getan.

So wird es also bei Schätzungen bleiben müssen. Mir will scheinen, daß gegen 1575 der größte Prozentsatz an evangelischen Einwohnern im Lande unter der Enns erreicht war, daß bis dahin dieser Prozentsatz zugenommen hat, während er in der Folge wieder kleiner wurde. Der Anteil der evangelischen Bevölkerung war nach den einzelnen Landesvierteln verschieden. Das Waldviertel dürfte den höchsten Anteil aufgewiesen haben. Insgesamt lag der Prozentsatz in der Zeit knapp nach 1575 bei 75 bis 80 Prozent, in Wien kaum höher als bei 55 oder 60 Prozent.

In der Zeit zwischen 1615 und 1618 bekannte sich vermutlich noch etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerung Niederösterreichs zum Protestantismus. Im Waldviertel waren es sogar noch nach drei Jahrzehnten Gegenreformation 1652 mehr als ein Viertel, die vor einer Kommission den Mut hatten, sich als evangelisch zu bekennen. Bei diesen Schätzungen — ausgenommen der letzten, die auf dem Protokoll dieser Kommission beruht, über das Pfarrer Kuhr ja wahrscheinlich gleich noch sprechen wird — ist die Frage unberücksichtigt geblieben, wer als „evangelisch“ beziehungsweise als „römisch-katholisch“ bezeichnet werden kann, beziehungsweise welche Kriterien für eine solche Bezeichnung maßgebend sind; ist es die Teilnahme am Kult, ist es Bekenntnis und Wissen, oder was sonst? Abgesehen von der Festlegung derartiger Kriterien besteht die Aufgabe, Informationen zu sammeln, die diesen Kriterien entsprechen und eine derartige Schätzung auf sichere Grundlagen zu stellen vermögen.

Eine solche Sammlung von Nachrichten, die die Frömmigkeit und das Bekenntnis zum Gegenstand haben, erweist sich jedoch als äußerst schwierig. Theologische Ansichten der Pfarrer, einzelner Adeliger und weniger Bürger können aus Testamenten, Predigten und vereinzelt anderen Schriftstücken erhoben werden; das reicht aber bei weitem nicht aus; vor allem aus dem bäuerlichen Bereich fehlen solche Nachrichten fast zur Gänze³²⁾. Aus dem Bekannten kann vor allem eine allgemeine

religiöse Grundhaltung, darüber hinaus noch antikatholisches Denken und gelegentlich auch eine Verpflichtung gegenüber humanistischen Ideen erhoben werden.

Gelegenheit, theologische Standpunkte erheben zu können, geben vor allem die flacianischen Auseinandersetzungen, die eine Stufe der Entwicklung im Luthertum auf dem Weg zur lutherischen Orthodoxie darstellten und in Niederösterreich zwischen 1575 und 1585 ihre stärkste Ausprägung erlebten. Weil diesbezüglich viel Unklarheit besteht, soll in aller Kürze auf den Inhalt und den Verlauf dieser Streitigkeiten eingegangen werden. Es handelte sich um einen Teil jener Auseinandersetzungen im Luthertum, in denen es um die Frage ging, wie weit menschlicher Wille an der Rechtfertigung beteiligt sei. Dazu gab es Äußerungen von Philipp Melanchthon, daß der Glaube — vom Standpunkt des Willens betrachtet — ein Nichtwidersprechen gegen die Gnade sei. 1548 sprach das Leipziger Interim beinahe *expressis verbis* von einer *cooperatio hominis*. Andere Theologen betonten dann die Nebeneinanderstellung von Werk Gottes und Werk des Menschen bei desselben Rechtfertigung. Die gegenteilige Behauptung, daß sich nämlich der Mensch während der Gerechtmachung völlig passiv verhalte, da er durch die Böswilligkeit, die der Sünde zugrunde liegt, *ad imaginem Satanae transformatus* wäre, stellte Matthias Flacius Illyricus auf. 1560 verschob sich dann das Gewicht der Auseinandersetzung endgültig auf die Frage nach der Qualität der Sünde. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Parteien der „Flacianer“ und der „Philippisten“ führten zu immer neuen Zuspitzungen der Frage; neben übersteigerten theologischen Aussagen beherrschten persönliche Verunglimpfungen mehr und mehr die Flut der Streitschriften. Die von Flacius in Beantwortung einer gegnerischen Behauptung „*peccatum est accidens*“ aufgestellte Behauptung, die Erbsünde sei die Substanz des natürlichen Menschen nach Adams Sündenfall, keineswegs aber eine hinzugekommene Verhaltensweise des Willens, die er in konsequenter Beachtung des lutherischen Betonens des Ernstes der Sünde aufstellte, führte vollends zu einer scharfen Scheidung der Parteien. Seit 1573 wurden die Anhänger des Flacius aus den Ländern Sachsens endgültig ausgewiesen. Ein großer Teil von ihnen strömte nach Österreich, wo sie als geschulte Theologen auch gerne aufgenommen wurden und das kleine Häuflein der schon früher ins Land gekommenen verstärkten. Ihr Kommen fiel gerade mit dem Ausbau der kirchlichen Organisation lutherischer Prägung zusammen. Die Folge war eine durch mehr als zehn Jahre gegebene theologische Gegnerschaft, die nicht auf die Theologen beschränkt blieb. Auch weitete sie sich über die eigentliche Streitfrage hinaus aus und betraf auch kirchenverfassungsrechtliche Probleme, die Verkündigung am Grab oder die Einführung des „neuen“ (gregorianischen) Kalenders. Alle von den Ständen unternommenen Vermittlungs- und Ausgleichsversuche vermochten den Streit nicht zu schlichten³³). Die Auseinandersetzungen, die möglicherweise eine kirchliche Organisation verhindert haben, was ein Angreifen der Gegenreformation wesentlich erschwert hätte (Rudolf Wolkan), dauerten bis zum natürlichen Abgang der Flacianer, die infolge des Fehlens einer ihren Ansichten verpflichteten theologischen Fakultät keinen Nachwuchs hatten, waren also erst gegen 1590 beendet. Abschließend muß vielleicht noch klargestellt werden, daß

es sich dabei — trotz gelegentlich anderer Ausdrucksweise — um eine Auseinandersetzung innerhalb des Luthertums handelte, die theologisch durch die Konkordienformel von 1576 überwunden wurde.

Auffällig am evangelischen Kirchenwesen mag noch die Verbindung mit bestimmter ständisch-gesellschaftlicher Schichtung sein. Es gibt Erscheinungen, die zeigen, wie stark protestantisches Bewußtsein und adeliges Standesgefühl miteinander verbunden waren. In diesem Zusammenhang ist ebenso auf das Entstehen eines neuen Verpflichtungsgefühles und Verantwortungsbewußtseins auf religiöser Grundlage hinzuweisen, wie auf die Steigerung des Standesbewußtseins der Edelleute, denen die Sorge für alle geistlichen und weltlichen Bereiche des Gesetzes Gottes übertragen war, wie schließlich auch auf das Gefühl der ständischen „Liberität“ und Gewissensfreiheit, das den Adel von Bürgern und Untertanen schied.

Eine vom Adel, seinen Lebensformen und Rechten weithin unabhängige Entwicklung nahm der Protestantismus in den Städten. Hier waren es vor allem die angesehenen Bürger, deren Entscheidungen und Lebenshaltung vorbildhaft und wirksam auch für das Kirchenwesen waren. Lehre und Erscheinungsform des Luthertums boten ihnen Gelegenheit, bestehende genossenschaftliche Entscheidungsmöglichkeiten und Institutionen zu erweitern; es entsprach in seinen Ansichten und Formen auch dem sich in den Städten gebildet habenden Weltbild; nicht länger mehr war die Religion vorwiegend eine sichtbar „wirkende“; religiöse Entscheidungen wurden in das Gewissen verlagert, was vielleicht der Mentalität des Bürgers entgegenkam.

Im bäuerlichen Bereich war die Verbindung von Glauben, Sehnsucht und wirtschaftlichem Wohlergehen gegeben. Kollektiv und eigenständig kam es zu Entscheidungen von Bauerngemeinden für die Reformation.

Die gesellschaftliche Position der evangelischen Prediger entsprach in größeren Herrschaften — positive wie auch negative Ausnahmen gab es natürlich genug — der der leitenden Gutsbeamten (die Pfleger waren nicht selten selbst Adelige!), in den kleineren Gütern war sie der des Besitzers fast gleich. In den wenigen durch einige Zeit bestehenden Gemeinden in den landesfürstlichen Städten und in den Stadtpfarrn unter herrschaftlicher Obrigkeit war sie der der Ratsherren irgendwie ähnlich. In den Bauerngemeinden war — wie auch in den Städten — an die Stelle des Priesters im Bewußtsein der Pfarrangehörigen nach und nach der Prediger und Theologe getreten, der kraft seiner Ausbildung und seines Wissens Autorität hatte, die nun nicht mehr allein vom Amt und der Andersartigkeit der beruflichen Qualität, sondern auch von der Persönlichkeit und ihren Qualitäten getragen war.

e) Die Gegenreformation in Österreich unter der Enns ist im wesentlichen an die Landesfürsten gebunden. Ferdinand I. übernahm ohne Einschränkung die Position seines Bruders Karl V.³⁴⁾ und bemühte sich, dem Eindringen reformatorischen Gedankengutes zu wehren. Die Bemühungen wirkten sich hemmend aus, die Absicht konnte aber nicht voll verwirklicht werden dies zeigen die Patente von 1551, sowie die Ereignisse im Zusammenhang mit dem Passauer Vertrag und dem Augsburger Religionsfrieden. Die Konzessionsbereitschaft Ferdinands, die ihn gegen Ende

seiner Regierung in wachsende Schwierigkeiten mit der Kurie brachte, hatte ihren Grund nicht in einer Neigung des Kaisers zur Ketzerei, sondern wohl in der Einsicht, daß die protestantischen Ideen und Ansichten in einzelnen, vor allem auch in potenten Gruppen der Bewohner bereits derart verankert waren, daß an ihre Überwindung vorerst nicht gedacht werden konnte. Insgesamt sind in der Religionspolitik Ferdinands noch eine Reihe von Fragen offen, etwa auch die nach seinen Beratern und theologischen Gewährsmännern, nach seinen persönlichen Ansichten und dem Maß seiner Vertrautheit mit dem Luthertum. Auch die Familienkorrespondenz, die bisher veröffentlicht ist, gibt darauf keine eindeutige Antwort. Insgesamt hat er die Institutionalisierung des Protestantismus in den österreichischen Ländern verhindern können. Die „evangelische Bewegung“ der Zwanzigerjahre verebte, ohne in irgendwelche institutionellen Formen aufgenommen worden zu sein.

Ferdinands Sohn Maximilian II. (†1576) gilt in der Literatur als „Protestantenfreund“. Im einzelnen ist jedoch die Wertung seiner konfessionellen Position unterschiedlich³⁵⁾: war er Kryptoprotestant, Kompromißkatholik, Humanist oder a-religiöser Politiker? In vielen — meist allerdings nicht recht befriedigenden — Darstellungen wurden darauf recht verschiedene Antworten gegeben. Insgesamt wird nun seine Stellung in den religiösen Auseinandersetzungen der Zeit weniger protestantenfremdlich gesehen als früher. Finanzen und Politik dürften für seine „Toleranz“ weithin bestimmend gewesen sein. Und dabei handelte es sich ja keineswegs um tatsächliche „Toleranz“. Außerdem wirkte auf seine Entscheidungen die Haustradition ein und das Bemühen, wenigstens in den Erblanden einen Bruch zwischen den Religionsparteien zu verhindern. Möglicherweise haben ihn auch nach Erfahrungen prolutherischer Art (Hofprediger Sebastian Pfauser) die Streitigkeiten in Luthertum im Katholizismus die Mitte der künftigen Christenheit sehen lassen. Darauf deuten manche seiner religionspolitischen Maßnahmen hin, wie etwa die Gründung des Klostersrates (1568) zur Sicherung der wirtschaftlichen Subsistenz geistlicher Stiftungen oder die Trennung der Städte von den Herren und Rittern in Religionssachen. Insgesamt legte er die Grundlagen für den Kampf seines Nachfolgers gegen den Protestantismus.

Rudolf II., der in Spanien erzogen worden war, nahm diesen Kampf auf; vor allem in den ersten Jahren seiner Regierung standen die entsprechenden Bemühungen vorne an. Über die „Rudolfinische Gegenreformation“ hat ja ausführlich Viktor Bibl berichtet. Der Berater des Kaisers und seiner Statthalter in Wien (die Erzherzöge Ernst und Matthias) war der Wiener Konvertit Melchior Khlesl, der es in seiner kirchlichen Karriere zum Bischof von Wien und Kardinal brachte. Die Strategie der Gegenreformation ging von einer Wertung der religionspolitischen Privilegien der Stände als Ausfluß der *clementia Imperatoris* aus, versuchte ihren Inhalt möglichst regressiv zu interpretieren, nützte unklare Rechtsverhältnisse aus, suchte jede organisatorische Festigung zu verhindern, unternahm Versuche, nachzuweisen, daß evangelische Pfarrer nicht entsprechend den lutherischen Bekenntnisschriften predigten, und bemühte sich um Festigung der katholischen Position im Landhaus.

Tatsächlich setzte sich die Gegenreformation aus einer großen Zahl kleiner Schritte zusammen, die unterschiedlich wirkungsvoll waren. Im-

merhin sank die Zahl der evangelischen pastorierten Pfarren, nahm die Anzahl der Evangelischen ab und gerieten in zunehmenden Maße Posten im politischen Bereich in katholische Hände.

Im weiteren Verlauf der Regierung Rudolfs wandelte sich aber sowohl die Aktivität des Herrschers, wie auch die Position seines Ratgebers Khlesl; letzterer wurde — nach einem Wort von Johann Rainer — vom „Gegenreformer zum Kompromißpolitiker“; wie weit dabei politische Motive verantwortlich waren, wie weit es sich um Bestechung handelte (immerhin verehrten ihm die evangelischen Stände Niederösterreichs im Jahre 1605 12000 fl.), ist nicht klar, zumal eine zureichende Biographie Khlesls immer noch Desideratum ist. Ein retardierendes Zwischenspiel der Entwicklung war der „Bruderzwist in Habsburg“, wie er seit Franz Grillparzer genannt wird; seine Wurzeln reichen — Hans Sturmberger hat es vor etlichen Jahren nachgewiesen — bis in die Achtzigerjahre des 16. Jahrhunderts zurück, geschichtswirksam wurde er infolge der ehrgeizigen Ambitionen Matthias und der zunehmenden Regierungsuntätigkeit Rudolfs. Die drohende Gefahr des Zerfalls des Reiches angesichts der Kinderlosigkeit des Herrschers und die Türkengefahr wirkten dabei als Ferment. Andererseits war im Denken und Handeln der Stände und einiger ihrer Führer — hier ist an erster Stelle der Oberösterreicher Georg Erasmus von Tschernembl zu nennen — ein föderatives Element wirksam geworden, das aus der calvinischen Theologie genommen wurde.

Die Familienauseinandersetzung wurde zur Staatsaktion, nicht zuletzt deshalb, weil Matthias und Rudolf zur Stützung ihrer Positionen die Stände ihrer Länder brauchten. Und diese versuchten dann — vermutlich auch unter dem Eindruck der Ereignisse vor und nach der Erbhuldigung 1577 — die Früchte dieser Unterstützung zu ernten. Bündnis (Horner Bundbrief vom 3. Oktober 1608) und Huldigungsverweigerung nötigten Matthias, in einer Schluß-Resolution (Kapitulationsresolution vom 9./19. März 1609) den Ständen der beiden Donauländer neue religionspolitische Privilegien zu erteilen.

Freilich war diese Privilegierung für die evangelischen Stände mit einer Radikalisierung der Gegensätze verbunden. So brachte das nun folgende Jahrzehnt ein stetiges Fortschreiten der Gegenreformation, zumal die in der Resolution von 1609 eingebauten „Sicherungen“ (Schiedskommissionen) nicht hielten. Verstärkt wurde dieses Fortschreiten durch die wirtschaftlichen Schwierigkeiten evangelischer Adelliger, sowie durch die steigende Zahl der Konversionen, als deren spektakulärste die des Carl von Liechtenstein angesehen wurde. Die Städte wurden in dieser Zeit weitgehend rekatholisiert.

f) Das Ende dieses ständischen, politisch abgesicherten Kirchenwesens kam überraschend und rasch. Die Jahre 1618 bis 1620 waren die Entscheidungsjahre für den Protestantismus in Österreich ob und unter der Enns, sowie für die ständische Bündnispolitik. Voraussetzung für diese war der Dualismus, der das Land in der Gemeinsamkeit von Landesherrn und Landleuten repräsentiert ansah, die zu gegenseitiger Treue und Zusammenarbeit verpflichtet waren. Inhalt dieser Zusammenarbeit war das Wohl des Landes. Und hier setzte nun — im Zusammenhang mit zeitgenössischen theologischen Anschauungen über Gottesrecht und Staatsrecht — die ständische Bündnispolitik ein. Dazu kam die aus der mittelalter-

lichen Vorstellung vom „ganzen Haus“ erwachsene, im Luthertum auch theologisch reflektierte Vorstellung von der Verantwortung des christlichen Hausvaters für seine Untertanen, wobei die Schutzpflicht dem Sich-fügen vor der Gewalt des Landesfürsten voranginge. Die Bündnispolitik, der sich die niederösterreichischen Stände übrigens nur zögernd und unter deutlicher Distanzierung von allen monarchomachischen Gedanken angeschlossen, erlitt in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag (10. Dezember, 1620) völligen Schiffbruch. Die militärische Niederlage führte zur politischen Katastrophe. Die seit dem Prager Fenstersturz und dem Tode Mathias' ausgebrochenen und sich in der Folge auch im Land unter der Enns abspielenden Kämpfe hatten damit zunächst ihr Ende gefunden. Freilich, der Dreißigjährige Krieg hatte eben erst begonnen. Der Landesherr — es war nunmehr Ferdinand II. († 1637) — war nun in der Lage, die ihm die Huldigung verweigernden und deshalb von ihm proskribierten Adeligen tatsächlich zu ächten. Die Ächtung und Konfiskation des adeligen Besitzes betraf etwa 50 bis 80 Personen — genaue Zahlen sind infolge von späteren Begnadigungen und Ächtungen von Personen ohne offizielle Bekanntmachung nicht anzugeben — und ihre Familien, sowie ihre Besitzungen. Die Patronate von mehr als einem Drittel der evangelischen Pfarren wurden davon betroffen. Damit war die protestantische „Organisation“ stark beeinträchtigt, auch war vielen Städtern die Möglichkeit des Auslaufens genommen. Vor allem aber war der ständische „Dualismus“ erledigt, es standen sich nur mehr der Landesherr und mehr oder weniger bevorzugte Untertanen gegenüber; der Weg des Landadels zur Schicht der „mere subditi, mox privilegati“ war eröffnet. Auch für die Herrschaftsbesitzer rangierte nun der Gehorsam vor allen anderen Pflichten. Trotz dieser Beeinträchtigung war es aber noch nicht verboten, evangelisch zu sein. In den Landgemeinden und auch in einigen Städten, wie etwa in Krems, sowie unter den Adeligen gab es noch genügend Protestanten. Auch die evangelische Separatverwaltung im Wiener Landhaus bestand weiter und hatte infolge der Notwendigkeit der Tilgung der „Hörnerischen Schulden“ sogar erhöhte Bedeutung.

Ferdinand II.³⁶⁾ hatte den huldigenden Adeligen aus reiner clementia die Bewahrung ihres Bekenntnisstandes gewährt; an dieses Versprechen hielt er sich. Er — und seine Berater — waren indessen entschlossen, den Protestantismus nach Möglichkeit aus der Öffentlichkeit und überhaupt aus den habsburgischen Ländern zu verdrängen. Trotz der mit dem Krieg gegebenen Schwierigkeiten hielten sie an dieser Absicht fest. Ihr dienten eine Reihe von Befehlen: 1625 erging die Anweisung, daß alle evangelischen Waisen („Pupillen“) römisch-katholisch erzogen werden mußten; bei Verkäufen von Herrschaften und Gütern an Evangelische waren die kirchlichen Patronatsrechte grundsätzlich ausgenommen; 1627 wurde durch Patent verfügt, daß alle evangelischen Schulmeister und Prediger das Land verlassen mußten. Auch evangelische Patronatsinhaber waren nunmehr verpflichtet, auf ihren Pfarren katholische Priester zu präsentieren. In dieser Zeit verschwanden nun — wie wir schon festgestellt haben — nicht wenige kirchliche Vermögenswerte; vor allem gingen zahlreiche Pfarren ein. Im Jahre 1630 unternahm man die ersten systematischen, allerdings noch kaum von Erfolg begleiteten Versuche der Rekatholisierung der Landesbevölkerung; diese Versuche stützten sich

auf Kommissäre und auf die Dechanten. Aber immer noch war es nicht untersagt, dem evangelischen Bekenntnis anzuhängen, wenngleich in zunehmenden Maße Grundherrschaften von ihren Untertanen eine Konversion verlangten.

Erst das Ende des Dreißigjährigen Krieges gab Ferdinand III. Gelegenheit, die Gegenreformation zum Abschluß zu bringen. Alle Bemühungen der evangelischen Adelligen Niederösterreichs und ihrer emigrierten Verwandten, bzw. Standesgenossen zum Trotz, die durch die schwedischen Unterhändler und die evangelischen Reichsstände unterstützt wurden, blieben in den Bestimmungen des Westfälischen Friedens die habsburgischen Länder — neben der Oberpfalz als einzige — von dem sonst überall zugestandenen Recht der *devotio domestica* einer religiösen Minderheit ausgeschlossen. Lediglich die landständischen Adelligen unter der Enns hatten durch Art. V, § 39 des Osnabrücker Friedens das Recht zugestanden erhalten, auch als Evangelische im Lande bleiben zu dürfen, beziehungsweise ihre im Lande befindlichen Besitzungen von einem im Auslande gelegenen Wohnsitz aus besuchen zu dürfen. Aber auch ihnen war jede religiöse Betätigung im Lande untersagt. Als Möglichkeit, ihr Bekenntnis ausüben zu können, blieb neben der persönlichen Andacht nur der Besuch von evangelischen Gottesdiensten im Ausland.

Nach dieser reichsrechtlichen Regelung der Protestantenfrage erfolgte die landrechtliche durch zwei große Patente Ferdinands III. vom 4. Jänner 1652. Diese ließen den Landesbewohnern — mit der eben dargestellten Ausnahme — nur die Möglichkeit auszuwandern oder zu konvertieren. Die dauernden Bemühungen um eine vollständige Katholisierung des Landes trugen nach und nach ihre Früchte; in Niederösterreich hielten sich keine Gruppen von Geheimprotestanten. Auch die Adelligen verließen nach und nach das Land oder konvertierten. Die letzte Familie vollzog die Emigration erst 1761.

Abschluß

Ich möchte in fünf Punkten zusammenfassen, was meines Erachtens als vordringliche Aufgabe reformationsgeschichtlicher Forschung in Niederösterreich angesehen werden muß. Dabei bitte ich Sie, meine eingangs dargelegten Ausführungen und Ansichten im Auge zu behalten.

a) Es geht darum, daß die historischen und theologischen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte auch Eingang in das lokale Schrifttum finden. Hier herrscht auf weite Strecken einfach noch nicht genügend Verständnis. Auch die katholische Kirchengeschichtsforschung hat das alte „Freund-Feind-Bild“ längst aufgegeben. Warum sollte es dann im Heimatschrifttum weiterleben?

b) Es geht um weitere Detailforschungen, vor allem in bezug auf die Städte und den bäuerlichen Bereich. Besonders dringlich wären solche Untersuchungen und Darstellungen für die landesfürstlichen Städte und Märkte, wie etwa für Perchtoldsdorf, wo die ausgezeichnete Darlegung der mittelalterlichen Entwicklung durch Silvia Petrin leider keine Fortsetzung gefunden hat, Baden, Korneuburg oder Zwettl. Noch weniger befriedigend ist die Lage in bezug auf kleinere Orte. Archivalisches Material dürfte mindestens da und dort (als ein Beispiel sei nur Weißenkirchen angeführt; auch von den durch Otto Winter für Rossatz gesammelten Nach-

richten gibt es leider noch keine genaue und umfassende Publikation) vorhanden sein.

c) Bisherige Erkenntnisse und Forschungsergebnisse bedürfen neuer Zusammenfassungen. Dies gilt für die „Presbyteriologia Austriae“ ebenso wie für lokale Vorgänge; hier gibt es einige — freilich nicht gleich wertvolle und gelungene — theologische und philosophische Dissertationen (als relativ beste sei die von Gerhard Scholz für das obere Waldviertel angeführt).

d) Der Katholizismus des 16. Jahrhunderts ist in seiner Geistigkeit und Gestalt — wie ja auch der Aufsatz von Friedrich Schragl im Katalog der Renaissanceausstellung auf der Schallaburg 1974 zeigt — noch auf weite Strecken nicht gut genug erforscht. Die katholische Reform hat für das Land unter der Enns noch keine Darstellung gefunden.

e) Am Ende sollte dann doch die Erarbeitung einer Geschichte von Reformation, Gegenreformation und katholischer Reform in Niederösterreich stehen. Aber bis es zu einer solchen kommt, dürfte noch einige Zeit vergehen. Einen Abriß derselben hoffe ich jedoch — falls sich ein Verleger findet — in absehbarer Zeit vorlegen zu können.

Anmerkungen:

Vorbemerkung. Der in Zweitl aus Zeitgründen nicht zur Gänze dargebotene Vortrag wird hier — leicht gekürzt — vollständig vorgelegt. Er wurde an einigen Stellen durch Literaturangaben erweitert. Von der Beigabe einer vollständigen Bibliographie wurde Abstand genommen, weil eine solche sehr umfangreich geworden wäre; statt dessen soll — auf den in Anm. 1 genannten Aufsatz des Verfassers und seine 1973 an der evang. theol. Fakultät der Univ. Wien approbierten Dissertation „Der protestantische Adel in Niederösterreich — seine Zusammensetzung und sein Beitrag zur Reformationsgeschichte des Landes, die zahlreiche Literaturangaben enthält — auf die bibliographischen Angaben in Karl Gutkas „Geschichte des Landes Niederösterreich“ (St. Pölten 1973) und bei Karl Lechner (Hg.) „Handbuch der historischen Stätten Österreichs“ I Stuttgart 1970 (zu den einzelnen Orten und im Anhang) verwiesen werden.

- 1) „Ergebnisse und Probleme der niederösterreichischen Reformationsgeschichtsforschung“ in „Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte des Protestantismus in Österreich“ (= Jb.Pr. 78/79 (1963), S. 91 ff.
- 2) „Reformation und Gegenreformation im Waldviertel — ein Überblick“ in Zschr. „Das Waldviertel“ N.F. 17 (1968), S. 2 ff, 88 ff., 160 ff., 217 ff.
- 3) „Der österreichische Protestantismus im Zeitalter der Renaissance“ in Katalog der niederösterreichischen Landesausstellung 1974 „Renaissance in Österreich“, Schloß Schallaburg (1974), S. 344 ff.
- 4) Einige Beobachtungen dazu habe ich zusammengetragen in meiner Arbeit „Prolegomena zu einer Geschichte von Großpetersdorf“ in den „Burgenländischen Heimatblättern“ 35 (1973), S. 31 ff.
- 5) Reinhard Wittram „Das Interesse an der Geschichte“ (Göttingen 1963).
- 6) Hanns Rückert „Die geistesgeschichtliche Einordnung der Reformation“ in „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ 52 (1955), S. 43 ff.
- 7) Dazu die Diskussion bei Rainer Wohlfeil (Hg.) „Reformation oder frühbürgerliche Revolution?“ (München 1972).
- 8) Dazu A. Elkan „Entstehung und Entwicklung des Begriffes Gegenreformation“ in der „Historischen Zeitschrift“ 112 (1914), S. 473 ff.; Hubert Jedin „Katholische Reformation oder Gegenreformation?“ (Luzern 1946); eine knappe und übersichtliche Erörterung der Problematik bei Kurt Dietrich Schmidt „Die katholische Reform und die Gegenreformation“ in „Die Kirche in ihrer Geschichte“, hg. v. E. Wolf, K. D. Schmidt und B. Moeller, Lief. L 1 (Göttingen 1975), S. 4 ff.
- 9) Ernst Troeltsch „Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt“ (München 1928).
- 10) Aus der beinahe unabhgbaren Literatur zu Luther sind für diese Zusammenfassung besonders wichtig: Karl Holl „Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte: I. Luther“ (Tübingen 1948); Heinrich Fausel „Martin Luther, der Reformator, im Kampf um Evangelium und Kirche im Spiegel einiger Zeugnisse“ (Stuttgart 1955); Heinrich Bornkamm „Luthers geistige Welt. Gesammelte Aufsätze“ (Göttingen 1960); Rosemarie Müller-Streisand „Luthers Weg von der Reformation zur Restauration“ (Halle 1964); Bernhard Lohse (Hg): „Der Durchbruch der reformatorischen Erkenntnis bei Luther“ (Darmstadt 1968); Gerhard Ebeling „Luther. Einführung in sein Denken“ (Tübingen 1964).
- 11) Dazu vgl. v. a. Leopold Hiesberger „Die österreichische Reformation und Gegenreformation im Spiegel der Geschichtsschreibung“ (Diss. phil. Wien 1948).
- 12) Anna Coreth „Österreichische Geschichtsschreibung der Barockzeit (1620—1740)“ (Wien 1950).

- 13) Adolf Herte „Das katholische Lutherbild im Banne der Lutherkommentare des Cochlaeus“ I—III (Münster 1943).
- 14) Karl Eder „Bernhard Raupach (1682—1745). Ein Beitrag zur Historiographie der österreichischen Reformationsgeschichte“ in „Festschrift zur Feier des 200jährigen Bestandes des Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien“, hg. v. L. Santifaller (Wien 1949).
- 15) Es handelt sich um die von Tulln, bearb. u. hg. v. Otto Black (Tulln 1966).
- 16) Inhaltsverzeichnis im 78./79. Jg. (1963), S. 197 ff. mit allen bis dahin erschienenen Artikeln und Rezensionen.
- 17) Dedic arbeitete vor allem über die Steiermark, Sakrausky arbeitet über Kärnten und die Beziehungen zu Slovenen und Kroaten, Mecenseffy's Hauptinteresse galt Oberösterreich, nunmehr aber den Täufern; sie ließ 1956 eine knappe Gesamtdarstellung der österreichischen Protestantengeschichte erscheinen, die die von Loesche zu ersetzen vermag.
- 18) Darüber wird eine kleine Arbeit des Verfassers in „Unserer Heimat“ 1976 erscheinen, die weitere Literatur nennt.
- 19) Dazu Ernst Walter Zeeden „Die Entstehung der Konfessionen. Grundlage und Formen der Konfessionsbildung im Zeitalter der Glaubenskämpfe“ (München-Wien 1965).
- 20) Dazu vgl. meinen Aufsatz „Parochie zwischen Patronat und Gemeinde. Anmerkungen zur Geschichte der evangelischen Pfarren in Niederösterreich während der Reformationszeit“ in „Jahrb. f. Landeskunde von NÖ“, N.F. 40 (1974), S. 108 ff.
- 21) Dies zeigt Helmuth Feigl am Beispiel des Pfarrbesitzes in Trautmannsdorf an der Leitha (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, 18, Wien 1972).
- 22) Darüber etwa Friedrich Walter „Die Steuer des vierten Teils der geistlichen Güter in Niederösterreich 1529“ in „Abhandlungen zur Geschichte und Quellenkunde der Stadt Wien“ IV (1932).
- 23) Dazu vgl. neben dem in Anm. 20 genannten Aufsatz noch Helmuth Feigl „Die niederösterreichische Grundherrschaft“ (Forschungen z. Landeskunde von NÖ., 16, Wien 1964), S. 120 ff.
- 24) Dazu neben den älteren Aufsatz von Otto Brunner, der in seinen gesammelten Aufsätzen „Neue Wege zur Sozial- und Verfassungsgeschichte“ (Göttingen 1961), S. 137 ff. abgedruckt ist, jetzt auch Ernst Bruckmüller in den „Beiträgen zur historischen Sozialkunde“, 4 (1974), S. 73 ff.
- 25) Dazu Rudolf Matt „Die Wiener protestantischen Bürgertestamente von 1578 bis 1627“ (Diss. phil. Wien 1936).
- 26) Darüber Gerhard Pfeiffer „Christliches Verständnis und teutsche Libertät“, in „Reformatio et Confessio. Festschrift für W. Maurer“ (Berlin-Hamburg 1965), S. 98 ff.
- 27) Dazu vgl. die Arbeit des Verfassers „Ständische Libertät und kirchliche Ordnung (Die niederösterreichischen Stände als Träger evangelischen Kirchenwesens)“ in „Österreich in Geschichte und Literatur“ 14 (1970), S. 342 ff.
- 28) Dazu vor allem die Arbeit von Viktor Bibl „Die Organisation des evangelischen Kirchenwesens im Ehgt. Österreich unter der Enns von der Erteilung der Religionskonzession bis zu Kaiser Maximilians II. Tode (1568—1576)“ in „Archiv f. österr. Geschichte“ 87 (1899), S. 113 ff.
- 29) Dazu Friedrich Schragl „Glaubensspaltung in Niederösterreich. Beiträge zur niederösterreichischen Kirchengeschichte“ (Wien 1973).
- 30) Dazu zuletzt die Arbeiten des Verfassers im Jb. Pr. 82 (1966), S. 30 ff. (über die Visitation), im „Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie“, 17 (1972), S. 165 ff. (zur Agende). in den „Wiener Geschichtsblättern“, 27 (1972), S. 314 ff. (über die Landschulsttschule). sowie der in Am. 27 genannte Aufsatz.
- 31) Darüber in der demnächst in den „Forsch. z. Landeskunde von Niederösterreich“ erscheinenden Arbeit des Verfassers „Adel und Reformation“.
- 32) Eine Vorstellung von den diesbezüglichen Schwierigkeiten gibt die Zusammenstellung des Verfassers über die Pfarren Mödring, Messern und Kühnring in der Zeitschrift „Das Waldviertel“, N.F. 20 (1970), S. 80 ff., 219 ff., 21 (1971), S. 6 ff.
- 33) Darüber der Aufsatz des Verfassers „Der evangelische Adel in Niederösterreich — Glaube und Handeln“, in „Jb.Pr.“ 90-'91-Jg. (1975), S. 3 ff.
- 34) Sigmund Bergmann „Die Religionspolitik und die kirchlichen Reformversuche Ferdinands I.“ (Diss. phil. Wien 1964) und Berthold Sutter im Katalog „Schallaburg“, 1974, S. 290 ff.
- 35) Auch der Aufsatz von Karl Gutkas im Katalog „Schallaburg“, 1974, S. 301, der ältere Literatur verzeichnet, vermag nicht zu befriedigen; vgl. demgegenüber Grete Mecenseffy in W. Pollak (Hg.) „Tausend Jahre Österreich. Eine biographische Chronik“, I (Wien 1973), S. 118 ff.
- 36) Über ihn zuletzt Berthold Sutter in „Steiermark — Land, Leute, Leistung“ (Graz 1971), S. 379 ff.; anders zeichnet ihn Günther Franz „Glaube und Recht im politischen Denken Ferdinands II.“ in „Archiv für Reformationsgeschichte“ 49 (1956), S. 258 ff.; dazu noch Hans Sturmberger „Ferdinand II. und das Problem des Absolutismus“ (Wien 1957).

**HIER
ZU HAUSE**

NIEDERÖSTERREICHISCHE
Sand-Zeitung



UNABHÄNGIGE BLÄTTER
ERSCHENUNGSORT: VERLAGSPOSTAMT KREMS

Waldviertler Exulanten in Deutschland

Gestern Abend hat uns Graf Thurn aufgerufen, die Geschichte in ihrer Aktualität zu erfassen und so der Jugend von heute nahe zu bringen. Wenn ich von niederösterreichischen Exulanten in Deutschland sprechen will, könnte dies als ein nicht mehr aktuelles, längst abgeschlossenes Kapitel der nö. Geschichte angesehen werden. Der Protestantismus im Waldviertel ging gegen 1700 zu Ende. Aber vollzieht sich nicht heute, auch hier an diesem Sonntagvormittag, eine Begegnung der Kirchen, katholischer und evangelischer Christen in Freiheit. Vor 10 Tagen in der Woche vor Pfingsten, wurde am Haushamerfeld in ökumenischem Gottesdienst der harten Zusammenstöße der Gegenreformation, des Blutgerichtstages an der Haushamer Linde im Mai 1625, nach 350 Jahren gemeinsam vor Gott gedacht. Ich denke an die für die Ökumene weitgeöffnete Gastfreundschaft des Stiftes Zwettl, in dessen Gästehaus vor Jahresfrist württembergische Pfarrer mit dem Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof D. Claß, vor 5 Jahren das Landeskirchliche Archiv in Nürnberg, dem ich durch 12 Jahre als Pfarrer im Archivdienst zugeordnet war, einkehren und tagen konnten. Ich danke der wiederholt erfahrenen Freundschaft des hochwürdigsten Abtes Ferdinand Gießauf, daß ich in der Klausur wohnen und heute am Frühgebet des Zisterzienser-Konventes teilnehmen durfte. Ich schätze dies freimütig gewährte Heimrecht als ein Zeichen der Überwindung einer notvollen Vergangenheit, die wir frei offenlegen können, weil wir aus den Fehlern von einst für heute lernen und uns gegenseitig finden.

Wie anders war es vor 323 Jahren, als Kaiser Ferdinand III. das große Reformationspatent vom 4. Januar 1652 ausgehen ließ, „ein für allemahl entschlossen“ gegen „alle und jede Unkatholischen“ vorzugehen, damit sie sich „zu dem allein seligmachenden wahren katholischen Glauben bequemen“. „Kein nichtkatholischer Prediger oder Schulmeister darf ins Land kommen, niemand ihn beherbergen“. „Jedes Lesen von nichtkatholischen Büchern, Singen von Liedern usw. ist verboten“.

Wir wissen aus einem Auswandererbrief, der zwar nicht aus dem Waldviertel sondern am 7. April 1653 zu Frankenburg von der gfl. Khevenhüller'schen Herrschaft Kogl für Christoph Kaepfel aus St. Georgen am Attersee ausgefertigt wurde¹⁾, wie stark sich die Grundherrschaft bemüht hat, ihre lutherischen Untertanen für die katholische Kirche zu gewinnen und als geachtete Bürger im Land zu halten. Wir erfahren den klaren Entschluß der ganzen Familie, die Auswanderung zu wählen, und von den harten Konsequenzen einer unbedingten und unwiderruflichen Verbannung: „daß weder er noch sein Weib oder Kinder zu... Folge der... kaiserlichen... Generalien bei Vermeidung der darin benannten schweren Leibs- und Gutsstraf... sich weder in diesem... noch auch anderwärts in diesem Erzherzogtum Österreich o.d.E. über kurz oder lang, weder heimlich noch öffentlich nit betreten lasse“. Wie dankbar froh bin ich, daß solche Bestimmung nicht mehr gilt und daß mir der Weg zu Ihnen, ja in gewissem Sinn Heimrecht offensteht!

Von den blühenden lutherischen Gemeinden des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts ist im Waldviertel nichts geblieben. Die Katholische Restauration Ferdinands III. hat reinen Tisch gemacht und die Spuren evangelischen Lebens beseitigt. Merkwürdigerweise ist das in der Sicht von uns evangelischen Christen in Bayern anders. Es waren unsere Vorväter, auf deren Spuren wir in der Kirchengeschichtsarbeit auf Schritt und Tritt stoßen. Die alten Bauerngemeinden in der ehemaligen Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach, im Reichstädtischen Gebiet von Nürnberg, Rothenburg, Dinkelsbühl, Weißenburg, in den Grafschaften Oettingen u. Pappenheim und in zahlreichen Adelsparreien setzten sich mit Ende des dreißigjährigen Krieges, besonders seit 1652 ff. oft bis zur Hälfte aus österreichischen Familien zusammen und pflegen, wie z. B. im Altmühltal bei Gunzenhausen ein reges und bewußtes kirchliches Leben. Ungezählte Familiennamen weisen zurück in das Ländlein ob der Enns und — dies wurde mir selbst zur Überraschung — nach Niederösterreich, zwischen Enns und Ybbs, in die Eisenwurzen, nach Gresten, Steinakirchen, Purgstall und Scheibbs und hierher ins Waldviertel. Nun tauchen in Niederösterreich Leute aus Mittelfranken auf Bauernhöfen auf und sagen zum Verwundern der heutigen Hofbesitzer, dies sei der Hof ihrer Väter. Ich denke an das Erleben der fränkischen Pfarrfrau Hahn-Stürzenhofecker, die in Neuguinea geboren, als junge Pfarrfrau in Brasilien tätig, auf dem Krenlehen und dem Kleinen Pichl bei Reinsberg NÖ. den Hof der Stürzenhofecker wiedersuchte, wo um 1659/1660 alle vier erwachsenen Geschwister in die Gegend westlich von Nürnberg abgewandert waren und den Familiennamen hinweggetragen hatten, allein das Stiessenhoferegg bei Ybbsitz, woher sie ursprünglich kamen, faßt noch den Herkunftsbeweis. — Unvergeßlich bleibt mir das Staunen und Verwundern des jungen Rosenbergers am Schauersberg bei Gresten, als ich auf seinem Hof berichtete, meine Vorfahren Sonnleitner seien da einmal gesessen und hätten den Hof um 1656 verlassen, weil sie evangelisch waren und evangelisch bleiben wollten. Das konnte der junge frische Bursch nicht fassen: Diese seine schöne Heimat, seinen Hof verlassen und nicht katholisch sein wollen. Er freute sich seines katholischen Glaubens wie Leopold Heigl (heute Pfarrer in Persenbeug) vom Nachbarhof Koppatslehen, auf dem einst meine Vorväter Rausch gesessen waren. Um des evangelischen Glaubens willen Haus und Hof und Heimat hinter sich zu lassen, ist in der Tat ein hartes Problem. Ich brauche es nach dem Referat von Herrn Pfarrer Reingrabner nicht weiter in Einzelheiten erörtern. Ich darf darlegen, was mich und viele Mittelfranken mit Euch Niederösterreichern durch gemeinsame Stammheimat verbindet und warum ich mir die Aufgabe gesetzt habe, im Ausschöpfen niederösterreichischen Quellenmaterials Licht in das Dunkel der Exulantengeschichte zu bringen.

In dem Kirchenbuch der Pfarrei St. Lambertus in Ansbach-Eyb findet sich der Lebenslauf des Aumüllers u.m.kgfl. Wassergrafen Johann Schrenck, wonach er am 20. September 1634 „in der österreichischen Pfarre Brandt auf der sogenannten Födt-Mühl“ als Sohn des Elias Schrenck geboren war. Sein Tauf-Dot (Pate) war Hans Holtzinger, ein Metzger zu „Gürnbach“. Seine Eltern hatten ihm zu Hause einen Praeceptor gehalten und, als er das 13. Jahr erreicht hatte, „weil an ihrem

Orte die päpstliche Religion in Schwang ging, von da nach Preßburg, an die 23 Meilen Wegs weit, geführt und ihm daselbst das hl. Abendmahl nach Christi Einsetzung und evangelischem Gebrauch das erstmal reichen und communicieren lassen“. Wo lagen diese Orte? Welche der österr. Pfarreien Brand konnte in Frage kommen? Ich verweise auf die eine ausgegebene Kartenskizze mit Zwettl am linken oberen Rand. Ich nahm die 23 Meilen Wegs mit 170 — 200 Straßenkilometern und fand von Preßburg zurückgerechnet eine Pfarrei Brand, eine Furthmühle am kleinen Kamp u. dicht dabei Ober- und Niedergrünbach. Weitere Funde bestätigten die Pfarrei Brand im Bezirk Zwettl als die gesuchte Heimat der Schrenck, auch die Notiz im Lebenslauf, wonach der Vater Elias Schrenck, Stiefmutter und zwei Schwestern die röm.-kathol. Religion angenommen haben ²⁾).

Die 23 bzw. 25 Meilen Wegs nach Preßburg oder Oedenburg im damaligen Ungarn kehren wieder, beschäftigen den Forscher und führen zurück in das Herkunftsnetz im Waldviertel. In der mittelfränkischen Pfarrei Diethofen (westlich von Nürnberg) erscheinen unter den Communicanten Ursula und Rosina Rancklin (Schwestern). „Sie sind das erste Mal zum Abendmahl gelassen worden, da doch die erste 18, die andere 15 Jahre alt; allein sie sind von Jugend auf zwar von evang. Eltern erzogen worden und geboren, aber doch immer in Österreich mitten unter den Papisten gewesen und über die 25 Meilen Wegs zu einer evangelischen Kirche gehabt, welche sie aber dem Attest nach nicht neben ihren Eltern, wie billig, besuchen können“. In den Abendmahlslisten von Weißenkirchberg (auf der ausgegebenen Karte: „Brunst“ westlich von Ansbach) sind erstmals unter dem 27. Februar 1642 niederösterreichische Viehhändler eingetragen: Hannß Rodelberger, Hannß Nidermaßer, Martin Hedecker, Michael Vasthofer, Adam Stromayr, Hannß Schauer, Hannß Holl, Hannß Hewardt, dieße acht gehören in die Rapolterpfarr, welcher Landherr ist evangelisch und kann doch keinen Pfarrer erhalten, besucht die Kirche zue Preßburg vff 25 Meil wegs; Hannß Holl, Syndels zue Brunst Gerner, pfarrt nacher Griebßbach, Hannß Hüwardt, nacher Kirchbach.“ — Hier bei dem Herrschaftsinhaber von Rappottenstein, dem Freiherrn v. Landau wieder die weite Strecke der 25 Meilen Wegs bis zum nächsten evangelischen Gottesdienst in Preßburg! Ich darf hier einfügen, daß ich leider für eine Fahrt nach Bratislava das tschechoslowakische Einreisevisum nicht mehr erlangen konnte. Ich stehe in Verhandlung, um Filme von den dortigen Kirchenbüchern, deren Inhalt für die Geschichte des Protestantismus im Waldviertel in der Mitte des 17. Jahrhunderts aufschlußreich sein wird. Ob hier ähnlich wie in Regensburg für Oberösterreich die Zahl der Trauungen von niederösterreichischen Paaren massiert nachzuweisen ist? In Regensburg waren ab 1640 soviele Leute zur evang. Trauung, daß zeitweilig jede 4., ja um 1642 jede 3. Person aus dem Ländlein ob der Enns, aus dem Winkel zwischen Linz-Wels-Eferding oder aus dem Mühlviertel stammte. Nachdem in Österreich 1625 bzw. 1627 alle evangelischen Praedikanten aus dem Land verwiesen waren, ließen die Gemeindeglieder sich den weiten Weg bis in die Gegend von Rothenburg ob der Tauber kosten, um dort zum hl. Abendmahl in einer evang. Gemeinde zu kommen. In Weißenkirchberg (ähnlich wie im Altmühltal oder nörd-

lich von Nürnberg in Kalchreuth) hatten sich 1638/1640 einzelne Familien aus dem Waldviertel angesiedelt:

Aus der Pfarrei Groß-Gerungs: Thomas Höbel, Philipp Feßla mit seiner verwitweten Schwiegertochter, Blasius Rogner, zuvor Müller auf der Hypolzmühle, Hans Binder von Großmeinhardts in der „Metzinger Pfarr“ (= Etzen; eine Frau aus Etzen fuhr am 26. Mai von Zwettl mit mir und bestätigte, daß der Ort im Volksmund auch Metzzen genant wird), Thomas Moschenbauer aus Arbesbach, Lorenz Tanndorfer aus Aggsbach bei Arbesbach, Stephan Nefischer aus Alt-Melon, Veit Einfalt, Hans Syndel, Cuntz Schmück aus Österreich, alle mit heranwachsenden Kindern, hatten sich 1639—1642 Bauernhöfe, Mühlen und Gastwirtschaften erworben, Wolf Rodganger aus Arbesbach, eine Witwe Wittibschlager und Geschwister Kerein (Künninger) waren Hirten geworden. Bei ihnen tauchen über ein Jahrzehnt 1642/1645 und 1650/1652 Männer und Frauen aus der Waldviertler Heimat in Gruppen von 6, 8, 12 Personen auf, die Vieh, meist Kühe aus dem Waldviertel in das vom Krieg ausgeblutete Land heraustreiben und um Ansbach und Rothenburg/Tauber verkaufen. Wiederholt konnte ich auf die wirtschaftliche Bedeutung dieser Viehtransporte aus Österreich verweisen³⁾. In dem nicht unbedeutenden Markt Burgbernheim zählte man gegen Ende des 30jährigen Krieges nur noch 1 ausgedientes Soldatenpferd als Zugtier, ein paar Ziegen und Hühner als Haustiere. Die beiden Geistlichen spannten sich selbst vor den Wagen, um mit eigener Kraft ihr Heu heimzubringen⁴⁾. Gewiß war der Viehtrieb von Niederösterreich nach Franken eine Einnahmequelle. Wir wissen jedoch nicht, wie groß unterwegs die Verluste waren und wie oft ihnen das Vieh von streifenden Soldatenhorden weggenommen wurde. Feststeht, daß planmäßig die bereits ausgewanderten Verwandten und Freunde aufgesucht wurden, um mit ihnen in der evangelischen Gemeinde zum hl. Abendmahl zu gehen. Ich teile noch einige Waldviertler Namen aus den Kommunikantenlisten von Weißenkirchberg mit: „12 Wochen nach jenen 8 Männern aus der v. Landau'schen Herrschaft Rappottenstein am 15. Mai 1642 haben „ante concionem confitirt“ Christoph Stadler von Schönbühel, Wolf Rodganger von Arbesbach, Katharina vorigen ledige Tochter, Jörg Binder von Rapolltenstain, alle aus Niederösterreich Viehhändler; Simeon Leikauff, Müller aus Niderösterreich; welcher sich vmb der Religion willen herauf begeben hat, Margaretha sein Weib; Maria Rognerin, Müllers zu Eckartsweler (vgl. oben!) soror (aus Fraundorf b. Groß-Gerungs)“. — 8 Tage später am 22. Mai 1642: „Österreichische Viehhändler: Bastel Arner 70 Jahre, Susanna vxor, Simeon vorigen lediger Sohn, Eliaß Loscher vom Rohrhoff, Paul Ottmayr von Arbaspach, Jörg und Philipp Sichlinger, Brüder, auch von Arbaspach.“ — Am 24. Juli 1642: NÖ. Viehhändler . . Herr Thomaß Vischer, Müller vnd Wirth zue Rappoldtstain, Paul Haderer ledigs stand dar., Christoph Mekel vxoratus dar., Wolff Be(r)benbek von Arbasbach, Jacob Honecker, Schneider dar. vxoratus, Christoph Stadler, Zimmermann, vxoratus dar., Simeon Detter, Wagner von Schönbühel, Michael Lösch von Schönbühel, Jörg Schaller von Bödeltz, Thomaß Kullmer auß Kerndten, viduus 78 annorum, Thomaß Hochryter von Schönbühel, ledigen standts, Lienhard Schweiker v. Griebbach, Christina Schiffnerin, vidua, vorigen Tochter, Roßina Tandörfferin vidua zue Brunst, Simeon Deschlinger, Metzger von Rappoldstain, Tobias

Labsperger, Bek von Arbaspach“. — Wieder 3 Wochen später, am 15. August 1642: „Michael Scheuher u. Thomaß Holtzmann, Österr. Viehhändler vnter der Rappolstainisch. Herrschaft, Barbara N. österr. vidua vnder der Heckelberg. Herrschaft, Margaretha Schmückin, Cuntz Schmückenß auß Österreich gekommene Schwester.“ — Am 4. September 1642: Veit Einfalt, Veronica, Hannß Schmückenschlag von Kadennader (?), Adam Löschel vom Germitz, Elias Kogel von Arbaspach, Martin Hedecker vnter der Rappoldstainerischen Herrschaft, vier Viehhändler auß VnderÖsterreich.“ — 8 Tage später, am 11. 9. 1642: „Abrahamb Wolrath, Adam Wagner, Gregorius Schauffler, Stephan Moschenbaur, Thomaß Grünstedel, Anna Moschenbäurin, alle sechß Persohnen von Arbaspach in NiderÖsterreich, so Vieh hieher getrieben.“ — Die Liste ließe sich noch lang fortsetzen. Insgesamt sind zwischen 1638 und 1650 ca. 75 Waldviertler in der evang. Pfarrei Weißenkirchberg zugezogen, teils als Knechte und Mägde bei ihren Landsleuten. Von ca. 150 Personen kann angenommen werden, daß sie für Zeit oder für immer ins Waldviertel zurückgekehrt sind, wobei manche vier oder fünfmal aus Anlaß des Viehtriebes nach Franken beim hl. Abendmahl in Weißenkirchberg genannt sind. Zu welchen anderen evang. Gemeinden ähnliches Auslaufen zur evang. Religionsausübung geschah und wieviel Waldviertler darunter waren, wird nie mehr zu klären sein. Einige Gruppen hoffe ich noch genau registrieren zu können. In Regensburg ist laut Aufzeichnungen (ohne Namen) in jenen Jahren fast täglich Kommunion mit durchwandernden Exulanten. Aus den Weißenkirchbergern greife ich nur noch heraus: Mattäus Gundacker von Arbesbach am 1. 10. 1643, Jörg Gundacker, nö. Viehhändler von Arbesbach am 30. 7. 1643 und am 9. 6. 1644; dann am 14. Mai 1643 „Stoffel Stadler, Maria sein Weib, in 17 Jahren diß (1.)mahl (wieder), Christoph Gatter, Jörg Agen, Hannß Bromminger, lediger Bekenknecht, das erste mahl, alle von Arbaspach in NiderÖsterreich, haben Rindvieh heraußgetrieben, sindt zue Sultz communicirt worden“. 17 Jahre nach der Vertreibung ihrer evang. Pfarrer im Jahr 1626 findet Maria Stadler beim Viehtrieb nach Franken die Möglichkeit zum hl. Abendmahl zu gehen, der junge Bromminger, bereits Bäckersknecht, kann dabei am 14. 5. 1643 zur Erstkommunion zugelassen werden. Hier die Parallele zu Johann Schrenck, der 1647 zur Erstkommunion nach Preßburg wanderte. Ein letztes Mal aus der Liste der nö. Viehhändler in Weißenkirchberg, als nach einer Unterbrechung von 1645—1649 nach Friedensschluß wieder Viehhändler unterwegs waren: Am 17. Februar 1650 communicieren in Weißenkirchberg: „Wolff Beßenbeck von Arbaßpach, Gottfridl Harauter von RappoldStain, Matthias Stainbaur von Gamertßberg bey RappoldStain, Georg Grieser von Grißbach bey RappoldStain, Hannß Rödel von RappoldStain, Adam Zantzinger von Haßelbach bey RappoldStain Sechß Viehhändler aus NiderÖsterreich“. Diese Namen interessieren mich besonders. Zum Teil sind sie, als die Reformationskommissare im Waldviertel auftauchten, exuliert, wie z. B. mein Vorfahre Hans Riedel (Rüitl, Rödel). Dagegen verblieb Matthes Steinbauer im Waldviertel.

Die Kenntnis der Herkunft der Steinbauer aus dem Waldviertel verdanke ich einem Zufallsfund während meines Praktikums im Staatsarchiv Nürnberg 1962/63. Ich stieß auf eine Streitsache, die im Jahr 1687 das Ansbacher Hofgericht beschäftigte: Die Witwe Sindel in Sammenheim

bei Gunzenhausen hatte einen Gewaltschein über 24 Gulden in der Hinterlassenschaft ihres Mannes gefunden, den sie zu Geld machen wollte, wiewohl er längst ausbezahlt war. Matthes Steinbauer in Annazberg in Österreich hatte am 2. Juni 1658 den Schein ausgestellt und mit Petschaft gesiegelt, vermutlich zu dem Zweck, seinen ausgewanderten Kindern Hans und Katharina ihren mütterlichen Erbteil aus der Hinterlassenschaft des mütterlichen Großvaters Hans Griensteidl, Schmied und Gastwirt in Arbesbach, durch eine Exulanten­gruppe zu transferieren. Der Onkel und Vormund des jungen Hans Steinbauer, (Sohn des Matthes): Stephan Moschenbauer zu Brodswinden, aus Arbesbach, sowie der Vetter Georg Steinbauer in Sammenheim bezeugen die längst erfolgte Bezahlung. Während in zahllosen anderen Fällen das Erbgut in Österreich beschlagnahmt wurde, „dieweilen sie ohne Wissen und Consens der gnädigen Herrschaft ins Römische Reich entloffen, confisciert“⁵⁾, wurde das Steinbauer-Griensteidl'sche Erbteil nach Franken gerettet. — Wichtiger war mir und dem Steinbauer'schen Familienverband, auf das Herkunfts­nest zu stoßen. Wir wußten bis 1963 gar nichts von der Herkunft des Hans Steinbauer (1635—1718), über Simon Steinbauer (1597—1666) in Sammenheim bei Gunzenhausen nur die irreführende Notiz „ein Ländler“. Der Gewaltschein aus Annazberg brachte zuerst den Matthes als Vater des Hans und Bruder des Simon und bei meiner ersten Fahrt ins Waldviertel lediglich über Gefallenentafel und Grabsteine in Rappottenstein den Nachweis Waldviertler Steinbauer. Aus diesem ersten Ansatz sind inzwischen 7 Waldviertelfahrten geworden. Die Familienforschung nach einem einzelnen Namen und Glied wurde fruchtbar für die weitreichende Steinbauerforschung und für eine umfangreiche niederösterreichische, ja Waldviertler Exulantenforschung, darüber hinaus für die Liebe zu einem Land, die stärker ist als der allgemeine Sog, der die Deutschen nach dem sonnigen Süden Italiens oder Griechenlands lockt. Eigene Archivforschung im Nö. Landesarchiv in Wien 1964 und intensives Nachstoßen und Forschen durch meinen unermüdlichen Mitarbeiter Dr. Kilian Butz aus Penzberg, Oberbayern, während seiner Wiener Studienjahre förderte eine Menge Einzelheiten zutage. Im Juli 1967 begleitete ich Max Steinbauer aus Frankfurt/Main nach Kirchbach. Eine Woche lang schrieben wir in Arbesbach, Schönbach, Rappottenstein, Marbach, Rieggers, Zwettl und Großglobnitz Steinbauer aus den Kirchenbüchern, besuchten in Göpfritz an der Wild den damaligen Bürgermeister Steinbauer und waren von der Familienähnlichkeit mit meinen Freunden Steinbauer in Franken überrascht. Wir konnten den Zusammenhang der katholischen Steinbauer im Waldviertel mit unseren zahlreichen Exulanten­nachkommen in Franken über Kühbach, Gschwendt nach Marbach herstellen. Das Bindeglied ist ein Sohn jenes Matthes in Annazberg. Der junge Steinbauer unterstand als Waise dem „Herrn von Räwein zu Marbach“, erwarb am 1. 3. 1679 von der Stif­therrschaft Zwettl den Konsens zum Hauskauf in Gschwendt und am 16. 6. 1679 zur Heirat mit Maria Plambstainer aus Roiten, Herrschaft Loschberg. Aus Roiten hatten die Brüder Matthes und Simon Steinbauer gestammt. Ein Protokoll des Herrschaftsgerichts Rosenau vom 13. Mai 1637 berichtet über eine Streitsache meines Ahnen Simon Steinbauer mit Hans Schröckenstein aus Merzenstein, der die Steinbauer'sche Familien­ehre angegriffen hatte. Über Simon Steinbauer ist zu berichten, daß

er als Rappottenstein'scher Untertan am 20. 3. 1630 in seinem Heimatort Roiten einen Hof gekauft hat, auf den er einen katholischen Verwalter setzen mußte, weil er selbst lutherisch war. 1638 verkaufte er seinen Besitz in Rappottenstein, ging mit der ersten Exkulantenwelle nach Franken und ließ 1643 in Sammenheim bei Gunzenhausen einen Hofkauf beurkunden.

Im Mai 1964 weilte ich mit einer Sendfahrt meiner bayerischen Landeskirche eine Woche in Wien und hatte Gelegenheit nach Quellenmaterial zur Exulantenforschung zu fragen. Herr Oberkirchenrat Sakrausky, der derzeitige Bischof der Evang. Kirche in Österreich, machte mich auf den Prachtband Codex Vindob. 7757 in der Nationalbibliothek aufmerksam: „Nomenclatur oder Namen der Neubekehrten im Viertl ober Manhardtsberg vnder Ferdinandi III. Röm.Kay.May.etc. heilsamen Religions-Reformation im Erzherzogthumb Österreich vnnder der Enns von Anfang des 1652. biß zum Ende des 1654. Jahrs“. Was sollte mir die umfangreiche Liste der Rekatholisierten? Ich suchte doch die Spuren unserer Vorväter, die evangelisch blieben und als Exulanten auswanderten. Aber vielleicht konnte die Handschrift insofern helfen, als Namen und Pfarreangaben der im Land gebliebenen Geschwister und Verwandten einen möglichen Herkunftsort andeuten dürften. So blätterte ich vor 11 Jahren den Band durch. Das Ergebnis war noch mager: an Steinbauern fand ich in Pfarr Rapottenstein einen Johannes (326—23) und Martin (330—17), in Pfarr Kirchbach Matthes (349—10) und in Pfarr Marbach/W. Ambrosius (355—9). Im Niederösterreichischen Landesarchiv Wien halfen Kauf- und Inventurprotokolle der Herrschaften Rappottenstein und Arbesbach weiter. Damals blieb eine Bemerkung von Oberarchivrat Dr. Eheim bei mir hängen. Er machte mich erstmals auf die Dissonanz des Codex Vindob. 7757 aufmerksam: Er habe ermittelt, daß bei einer Familie Meinetsberger aus Moniholz bei Großreinsprechts die gleichen Vornamen als Neubekehrte zu finden sind, wie bei den nach Franken ausgewanderten. Sollte es in der kleinen Ortschaft zwei Matthes Meinetsberger gegeben haben? Oder stimmte das mit der Neubekehrung nicht? Letzteres sollte sich in der Folgezeit serienweise herausstellen. Die Liste der „sogenannten Neubekehrten“ des Waldviertels wurde mir zur Hauptquelle, die es zu erschließen galt. Dank dem Entgegenkommen des Direktors der Nationalbibliothek durfte Herr Meinetsberger in München am Film der Handschrift arbeiten. Wir fanden uns, überwandten technische und Schriftleseschwierigkeiten. Ich nahm die Handschrift in Maschinenabschrift, davon verkartete Herr Meinetsberger, während ich wiederum je Pfarre nach Familialalphabet ordnete und das Vornamengut für eine Gesamtstatistik herausfischte. Die Kartei ist im Gesamtalphabet neben voller Berufstätigkeit von uns beiden noch nicht zustande gekommen, steht aber in diesem Jahr vor dem Abschluß. Sie liegt vorerst bei mir in D-8806 Neuendettelsau. Die Kartei der 22.224 sogenannten „Neubekehrten“ des Waldviertels hat je nach Pfarrei und Dichte der Evangelischen unterschiedliche Bedeutung für Sie. Eine statistische Tabelle über die Pfarreien des westlichen Waldviertels von Pöggstall im Süden bis Großpertholz im Nordwesten verdanke ich der äußerst wichtigen leider ungedruckt gebliebenen Dissertation von Kurt Pirringer: Ferdinand des Dritten katholische Restauration. Wien 1950⁶⁾. Pirringer bringt umfassend die Hintergründe,

Einzelvorgänge und viel Quellenmaterial für die Gegenreformation in Niederösterreich, dabei der Quellenlage entsprechend besonders viel für das Waldviertel. Für das entscheidende Jahr 1952 zählen Pirringers Tabellen im Waldviertel 77.319 Katholiken und 22.224 zu bekehrende Lutheraner, das sind knapp 22 $\frac{1}{3}$ Prozent Evangelische innerhalb der Bevölkerung. Umgekehrt war das Verhältnis im westlichen Waldviertel (vgl. Anlage!). Hier erreichten 1939 Katholiken nur 20 Prozent, während 7549 Lutheraner noch 4 Fünftel der Bewohner ausmachten und damit 1 Drittel der im Codex Vindob. 7757 aufgezählten Neuzubekehrenden stellten. Der Einfluß der evangelischen Patronats- und Grundherren, der Grafen von Zinzendorf, der Polheim, Landau, Häckelberger v. Höhenberg, der Frau von Thierheim und des Herrn Pachmair ist eindeutig. In Groß-Gerungs 98 Prozent, in Griesbach 95 Prozent, in Martinsberg 94 Prozent, in Rappottenstein 93 Prozent, in Langschlag 90 Prozent Nichtkatholiken. Dies verwundert umso mehr, als seit 1627 durch 25 Jahre keine evang. Pfarrer und Prediger vorhanden und bereits eine beachtliche Anzahl nach Franken abgewandert war. Dagegen verringerte die Seelsorge des Klosters Göttweig in Kirchschlag die Nichtkatholiken auf 49 Prozent. — In großzügiger Weise hat der hochwürdigste Abt von Zwettl die in der Gegenreformation beschlagnahmten evangelischen Bücher dem evang. Bischof Sakrausky nach Wien übereignet. Neben Bibeldrucken und Gesangbüchern fiel mir darunter Johann Spangenberg's Postille auf, die zu den sonntäglichen Gottesdienstlesungen (den altkirchlichen Episteln und Evangelien) Auslegungen für die jungen Christen in Frage und Antwort gibt. Mit Hilfe dieser Bücher war ein Laienchristentum entstanden, das im biblischen Glaubensgut verwurzelt dem Zwang der kaiserlichen Kommissare widerstand, lieber ins Exil abwanderte, als die Freiheit evangelischen Christenstandes preiszugeben. Ins Exil gerettete Bücher werden noch vereinzelt auf fränkischen Bauernhöfen verwahrt.

Zurück zum Quellenmaterial. Wertvolles Gut liegt noch in Adelsarchiven in nö. Schlössern. So konnte ich zur Kirchenbuchverkartung von Gresten aus dem Archiv der Grafen Seefried auf Schloß Stiebar die Waisenprotokolle mit den Erbteilungen der Herrschaft Hausegg verarbeiten. Für das Waldviertel besitze ich Xerokopien bzw. Karteien. Dr. Kilian Butz hat mir während seiner Studienzeit in Wien, dank freundlichem Entgegenkommen des Direktors des Nö. Landesarchivs, Herrn Hofrat Dr. Broinger, und der Oberarchivräte Dr. Feigl, Dr. Stundner und Dr. Eheim und ihrer Mitarbeiter Frau Paszorek und Herrn Haider vermittelt:

Xerokopien der Kaufprotokolle der Herrschaft Arbesbach 1639—1671 (Kreisger. Krems 5/5) und der Herrschaft Rappottenstein 1653—1662 (Kreisger. Krems 203/7), Personenkartei zu Inventurprotokollen Arbesbach 1640—1664 (Kreisger. Krems 5/11), Auszüge der Herrschaftsprotokolle Rosenau 1634—1660 (Kreisger. Krems 211/3), Auszüge der Herrschaft Kehrbach Inventuren 1613—1622 (Kreisger. Krems 183/21) und Kaufprotokolle 1619—1623 (ebenda), ausführliche Auszüge mit allen Namen vom Grundbuch der Herrschaft Pöggstall 1628—1683 (Kreisger. Krems 173/13) und der Kaufprotokolle Pöggstall 1653—1661 (Kreisger. Krems 173/63). Dieses und manches andere Material hat mir in zahlreichen Fällen die Möglichkeit gegeben, die wenig sagenden Herkunftsangaben unserer Kirchenbücher „aus Österreich“ in Niederösterreich und da besonders im

Waldviertel zu orten. Einige Beispiele: Die in Laubenzedel bei Gunzenhausen eingewanderte Familie Fucker ließ sich mit den Eltern Lorenz und Maria Fuckher und den Söhnen Paul, Andreas, Simon und Martin in der sogenannten Neubekehrtenliste des Cod. Vind. 7757 der Pfarrei Groß-Gerungs, in den Kirchenbüchern daselbst, im Gewährbuch der Herrschaft Großpertholz genau ermitteln; Die Liste für Groß-Gerungs erwähnt 1652/54 Wolf Rechberger mit Frau Sabina und Kindern Matthiaß, Maria, Georg, Philipp und Eva als „neubekehrt“. Noch in der Berichtszeit am 25. 6. 1654 gingen in Breitenau bei Feuchtwangen/Mfr. zum hl. Abendmahl: Wolf Rehberger, Sabina, Mattheus, Hans; der Sohn Georg heiratete 1670; Kinder und Enkel wanderten weiter und wurden in der Gegend von Heidelberg bei Neckarsteinach ansässig. — Die Herrschaftsprotokolle geben deutlich zu erkennen, wie groß der Bevölkerungsverlust durch Abwanderung ganzer Familien vor allem ab 1652 war. Von Amtswegen wurden die „oed liegen gelassenen“ Besitzungen in Ex-officio-Verkäufen wieder an den Mann gebracht. In der Herrschaft Arbesbach zähle ich im 2. Halbjahr 1652 20 solcher Verkäufe. Die Namen der abgewanderten Besitzer finden sich fast durchwegs in den fränkischen Exulantenlisten. Ein besonderer Fall war der des Martin Vorholzer aus Wiesensfeld, Herrschaft Arbesbach. Sein Bericht hat den Reichstag in Regensburg beschäftigt: Vorholzer war nach Einsetzen der Reformationskommission aus dem Waldviertel exuliert und brandenburg-ansbach'scher Untertan im Amt Feuchtwangen geworden. Mit einem Paß, der ihn als markgräflichen Untertan auswies und Empfehlung an seine nö. Herrschaft begab er sich mit anderen Exulanten in seine Waldviertler Heimat. Er berichtet: ... unsere gewesene Herrschaft (hat) uns das unsrige gern gefolgt. Das Kaufprotokoll der Herrschaft Rappottenstein, Amt Griesbach, vom 12. 2. 1653 bezeugt, daß des Martin Vorholzer Behausung zu Wiesensfeld samt 4 Kälbern, 10 Mezen Haber u.a. dem Gabriel Freinhover, Zimmermann aus dem Ländlein ob der Enns um 45 Gulden von Obrigkeit wegen verkauft wurde... Mit Familie und Hausrat und in Begleitung anderer Exulanten zogen sie und kamen sie bis Schönau unter Linz. Dort wurden sie unter dem Vorwand, man müsse auf ein Schreiben von Wien warten, aufgehalten. Nach 14 Tagen kam die Anweisung, daß man die Güter aufhalten, die Personen aber allesamt nach Wien führen solle, wie auch geschehen ist. 15 Kinder wurden bei den Wägen zurückgelassen. Vorholzer hatte sich rechtzeitig davongemacht und löste die Beschwerde zum Reichstag aus⁷⁾.

Wiederholt ist die Frage aufgeworfen worden, ob Agenten die Ober- und Niederösterreicher zur Abwanderung nach Franken geworben haben. Ich finde nicht den geringsten Hinweis dafür. Im Gegenteil verhielt sich die markgräfliche Regierung in Ansbach äußerst zurückhaltend. Dies zeigt die zähe Verhandlungsführung durch das Ansbacher Ehegericht:^{7a)} Im Spätherbst 1658 hatte Hannß Ethmeyr, Dinkelsbühler Spitaluntertan zu Seyderzell sonstens aus Österreich, beim Dekanat Feuchtwangen um die Erlaubnis zur Wiederverehelichung seiner Tochter Barbara eingegeben, die er vor 13 Jahren (1645) dem Matthias Schannimmer in Österreich verheiratet hatte. Dabei war die Bedingung vereinbart, daß Schannimmer, damals bereits etwa 70 Jahre alt „auf den besorgenden Reformations- und Verfolgungsfall, nicht wiederum von der (evang.) Religion abfallen, noch

seine (Ethmeyrs) Tochter zum Abfall nötigen, sondern mit ihr hinwegzuziehen schuldig sein solle, so er Schannimmer aber, als es zu der Religionsverfolgung kommen, nicht getan, sondern sich zum Abfall resolvirt etc. gedachter Ethmeyr aber mit seinen 7 Kindern herausgezogen und sich nunmehr ins siebente Jahr (seit 1652) diesorts aufhalte“. Nach Bericht von schwerer Erkrankung des über 80jährigen Schannimmer wollte die junge Frau in Feuchtwangen wieder heiraten. Das Ansbacher Konsistorium warnte ernstlich vor diesem Schritt zur Vermeidung des Verdachtes und der Strafe der Bigamie und gab Anweisung, durch einen Landsmann gewisse Kundschaft über des Schannimmers Tod einzuziehen und einen glaubhaften Schein beizubringen. Von einer Citation am Heimatsort sei nichts zu erwarten, „dergleichen Citations an solchen päpstischen Orten bei solcher Beschaffenheit nicht geachtet, weniger wir auf die Subsidiales beantwortet werden, wie die bisher vorgegangenen Exempla gegugsam bezeugen“.

Noch am 3. Mai 1659 fordert das Konsistorium ein Attestat aus Österreich, „denn solchen hergelaufenen Leuten nicht also simpliciter zu glauben ist, die weder juramenta praestirt noch sonst einiger Herrschaft an Eidesstatt angelobt haben, sintemal solche Beweis luce meridiana clariores (bei Mittaglicht ganz eindeutig) sein müssen“, wiewohl in zwei verschiedenen Aussagen des Matthäus Fragner und des Adam Baumgartner von Oberahorn (bei Feuchtwangen) der Bericht des Wolf Besenbeck aus Aggsbach bei Pretrobruck die Beerdigung des Schannimmer für die letzten Tage des Januar 1659 gemeldet und bezeugt war. Erst ein Konsistorialdekret aus Ansbach vom 8. Juni 1659 hat nach Zeugenaussagen den Tod des Matthias Schannimmer, als 3 Wochen vor Faßnacht 1659 erfolgt, außer Zweifel gesetzt. Trotzdem setzte der bei der Trauung zu Mosbach bei Feuchtwangen amtierende Pfarrer, als er die Trauung des Webers Hans Hal in Seiderzell mit Barbara Schonnimmer unter dem 11. Juni 1659 beurkundete über den ersten Mann der Braut, Matthias Schon-

FABER druckt nicht nur 14 Zeitungen !

In der größten Kremser Druckerei werden u. a. hergestellt:

- Plakate
- Familiendrucksorten
- Geschäftsdrucksorten
- Prospekte
- Flugblätter
- Broschüren
- Bücher
- Zeitschriften in Buch- und Offsetdruck (ein- und mehrfarbig)



DRUCK + VERLAG FABER

3500 Krems, Wiener Straße 127, Tel. (02732) 6571-74

nimmer, die Bemerkung ins Kirchenbuch: „so noch bei leben sein soll“. Mit den Archivalien des Nö. Landesarchivs (Kreisgericht Krems 5/5 und 5/11) ist ziemlich viel über den im Waldviertel verbliebenen Schönebner (Schenemer, Schenebner), seine 3 Ehen und seine Hinterlassenschaft in Pretrobruck zu erfahren. Die Inventur nach seinem 1658/1659 erfolgten Tod nennt als Erben Kinder und Enkel aus der 1. Ehe mit einer Maria: einen Enkel Ehrenreich Schönebner und 6 Kinder des Schwiegersohnes Paul Kernstock. — Hier wollte ich nur andeuten, wieviel durch planmäßiges Ausschöpfen und Zueinanderfügen niederösterreichischer und mittelfränkischer Quellen erzielt werden kann. Ich bin überzeugt, daß wir uns gegenseitig zum Aufhellen der Vergangenheit brauchen. Wir werden dabei reichlich bevölkerungsgeschichtliche und wirtschaftsgeschichtliche Aufschlüsse gewinnen und gerade bei unseren mittelfränkischen Exulanten-nachkommen die Freude und den Entschluß wecken, den österreichischen Herkunftsort aufzusuchen. Im Vorjahr machten wir mit der Gesellschaft für Familienforschung in Franken unsere 2. Exulantenfahrt ins Waldviertel. Herr Pfaender aus Stuttgart, dessen Ahnen im Amt Pehendorf bei Rappottenstein ansässig waren, war mit dabei und ist Teilnehmer der heutigen Tagung. Die Wißmüller suchten den Auswanderungsort Langschlag bei Groß-Gerungs und die namengebende Wiesmühle in der Ortschaft Theil, heute Wohnsitz des Nationalrates, Staatssekretär a. D. Dr. Johann Haider, auf. Das sind keineswegs Einzelfälle, die nicht ins Gewicht fallen würden. Ich bitte, die beigegebene Karte einzusehen: Nordbayern, in der Mitte Nürnberg. Nach Süden fast bis zur Donau, bis Treuchtlingen und Pappenheim, westlich Nördlingen, darüber rechts Oettingen und links in Richtung Würzburg Dinkelsbühl und Rothenburg ob der Tauber an der Romantischen Straße, halbwegs auf Nürnberg zu: Ansbach, Regierungssitz der Markgrafschaft Ansbach, die in ihr weites Gebiet vornehmlich österreichische Exulanten gegen und nach Ende des 30-jährigen Krieges aufnahm. Damals nach den schweren Verlusten durch Krieg und Pest hat sich die bäuerliche Bevölkerung weithin bis 50 Prozent und darüber aus Österreichischen Exulanten aufgefüllt. Diese Prozentzahlen hat schon 1909 Dr. Hermann Clauß⁸⁾ für Pfarreien der Grafschaft Oettingen im Ries und dann 1926 für die Gegend von Ansbach und Gunzenhausen errechnet⁹⁾. Listen für die Grafschaft Pappenheim, für die Dekanate Schwabach, Roth, Weißenburg, Heidenheim, für Neustadt an der Aisch, Rothenburg ob der Tauber, Windsbach, Thalmässing, Erlangen und Münchaurach wurden aus den Kirchenbüchern erstellt¹⁰⁾. Dr. Walter Lehnert hat in seiner Dissertation „Die oberösterreichischen Exulanten im ehemaligen Brandenburg-Ansbachischen Oberamt Stauff-Landeck“ die statistischen Erhebungen bei den Taufen und Trauungen aller Pfarreien im Dekanat Thalmässing ausgewertet und ebenfalls gut 50 Prozent österreichische Zuwanderung bestätigt. Eine Reihe von Einzeluntersuchungen der letzten Jahre bekräftigen den Prozentsatz des österreichischen Bevölkerungsanteils z.B. für Gräfensteinberg bei Gunzenhausen oder für Weißenkirchberg-Brunst in der Nähe von Rothenburg ob der Tauber. In die ausgegebene Karte vermochte ich die über das ganze Gebiet gestreuten Oberösterreicher aus dem Ländlein ob der Enns nicht zu vermerken. Niederösterreicher aus dem Bezirk Haag (St. Valentin, St. Peter in der Au, Pfarrei Haidershofen, von Dorf an der Enns) kamen zahlreich in die Um-

gebung von Erlangen (z. B. Frauenaarach, Eltersdorf), aus der Herrschaft Gleiß am rechten Ufer der Ybbs von Amstetten über das ehemals freisingische Waidhofen/Ybbs (Bayer. Waidhofen), Opponitz, St. Georgen am Reith bis Lunz am See ließen sich im Dekanat Münchaurach (Weisendorf, Kairlindach u.a.) nieder. Aus der ehemals zinzendorf'schen Herrschaft Hausegg bei Gresten, Steinakirchen, Purgstall, Scheibbs finden wir viele Exulanten westlich von Nürnberg von der Linie Fürth-Ansbach über Neustadt an der Aisch hinaus bis in den Steigerwald¹¹⁾. Die hier am meisten interessierenden Waldviertler kamen in das am weitesten östlich gelegene Gebiet der Grafschaft Sulzbürg-Pyrbaum, fehlen mit Ausnahme von 6 Arbesbachern in der Gegend um Thalmässing, sind aber eingestreut in der Grafschaft Pappenheim bei Treuchtlingen, auf dem Hahnenkamm und im Altmühltal bei Gunzenhausen.

Waldviertler Exulanten kamen in die Grafschaft Oettingen, nördlich davon gegen Gunzenhausen nach Ostheim und Sammenheim und nördlich von Gunzenhausen nach Gräfensteinberg und Kalbensteinberg, nach Wassertrüdingen um den Hesselberg, in den südlichen Bezirk von Ansbach nach Königshofen an der Heide, Sachsbach, Sommersdorf-Thann und Weidenbach und vor allem in das wiederholt genannte Gebiet nördlich von Feuchtwangen um Weißenkirchberg, in der Karte durch W gekennzeichnet.

Noch sind dies keine Ergebnisse, die auf Vollständigkeit Anspruch erheben könnten. Die Kirchenbücher einiger evang. Pfarreien sind noch nicht nach Exulanten durchsucht, wie die Dekanate Nördlingen, Dinkelsbühl, Wassertrüdingen, Feuchtwangen, Leutershausen, Insingen, Windsheim, Fürth, Uffenheim und Kitzingen. Bisherige Prüfungen lassen zwar erkennen, daß das Nürnberger reichsstädtische Gebiet bis nach Hersbruck und in die Fränkische Schweiz, ferner die Markgrafschaft Bayreuth mit Bayreuth, Kulmbach, Hof/Saale, oder Wunsiedel wenig österreichische Exulanten aufweist. Dorthin flüchteten mehr evang. Exulanten aus Böhmen und Eger und ab 1629 aus der Oberpfalz. Nur für Hutschdorf in der ehemaligen Grafschaft Thurnau (bei Bayreuth), Kulmbach und Neudrosenfeld ist eine Anzahl Exulanten aus dem Bezirk Scheibbs zugewandert. Auch Württemberg hat in seinem heutigen Gebiet und zwar in ehemals zu den Reichsstädten Nördlingen und Dinkelsbühl und in den ehemals markgräflich-ansbachischen Oberämtern Crailsheim und Gerabronn, außerdem in Gaildorf (Grafschaft Limpurg) und am unteren Neckar österreichische Exulantenfamilien aufzuweisen. Auffallend ist, daß in der großen Metropole Frankfurt am Main in den entsprechenden Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts in Trauungsbüchern und Bürgerbuch nur ein Soldat Georg Brunner aus Hellenbach (29. 5. 1654) und der Rotgerberssohn Daniel Büchler aus Christkirch in Österreich (23. 11. 1658) zu finden waren.

In den Dreißigerjahren schrieb Karl Gröschel, der Initiator der großen Exulantenkartei im Staatsarchiv Nürnberg:

„Es wird ein genaues Bild erst zu gewinnen sein, wenn die rein statistischen Unterlagen vorliegen und auch die Frage, ob die Auswanderer aus bestimmten Gegenden Österreichs sich wieder in enger abzugrenzenden Gebieten des Frankenlandes zusammenfanden, wird später nach kartographischer Bearbeitung der Aus- und Einwandererorte näher zu bestimmen sein“. Nehmen Sie meine Karte als einen Versuch dazu.

Zu Beginn des Jahres 1652 waren noch 7549 Lutheraner in folgenden Pfarren:

Pfarre	Katholiken	Neubekehrte	Patronat	Obrigkeit	Bemerkungen zur Konfession der Obrigkeit bzw. des Patrons	Protestanten
St. Martinsberg*)	46	565	Graf von Sintzendorf	derselbe	lutherisch	94 Prozent
Pöggstall	115	413	Graf von Sinzendorf	derselbe	w. o.	78 Prozent
Ottenschlag*)	115	378	Herrn von Pollheim	dieselben	w. o.	77 Prozent
Kirchschlag	273	271	Kloster Göttweig	Herr von Lindegg	altkatholisch?	49 Prozent
Schönbach*)	37	201	Georg Wilhelm von Landau	derselbe, Graf von Sinzendorf und Herr von Pollheim	alle lutherisch	85 Prozent
Traunstein	133	488	Herr von Landau	derselbe und Herr v. Pollheim	w. o.	78 Prozent
Rappottenstein *)	49	727	Herr von Landau	derselbe	w. o.	93 Prozent
Griesbach *)	27	590	Königinnenkloster Wien	dasselbe	(geistlich)	95 Prozent
Kirchbach *)	205	276	Königinnenkloster Wien	Herrschaft Rottenbach Herr v. Landau Herr Pachmair	neukatholisch lutherisch lutherisch	57 Prozent
Marbach *) mit Filiale Etzen	220	448	Propstei Zwettl	derselbe u. Herr Pachmair	(geistlich) lutherisch	67 Prozent
Altmelon	103	118	Achaz Häckelberger	derselbe Herr v. Landau Herrschaft Greinburg	lutherisch lutherisch lutherisch?	53 Prozent
Arbesbach	213	390	Achaz Häckelberger	derselbe u. Herr v. Landau Herrschaft Greinburg	w. o.	64 Prozent
Gr.Gerungs *)	132	1412	Anna Martha von Thierhalm	derselbe Herr v. Landau Joachim Enzmüller v. Windhag	lutherisch? lutherisch neukatholisch erst seit 1653	98 Prozent
Gr.Pertholz mit Filiale Reichenau	130	412	Anna Martha von Thierhalm	Joachim Freiherr von Windhag	neukatholisch erst seit 1653 Patronat luther.	76 Prozent
Langschlag Filiale, versehen durch Pfarrer von Gerungs	101	860	Frau von Thierhalm	Joachim Freiherr von Windhag	w. o.	90 Prozent
Summe:	1939	7549		Durchschnitt pro Pfarre 129:503 Verhältnis wie 100:390		

Nach: Kurt Pirringer: Ferdinand des Dritten Katholische Restauration. Wiener Dissertation 1950.

Anmerkungen:

- 1) Der Auswanderungsbrief für Christoph Kaepfel ist im Wortlaut abgedruckt bei Georg K u h r — Kilian B u t z: Exulantenforschung und niederösterreichischem Quellenmaterial aus dem Waldviertel und aus der Herrschaft Hausegg bei Gresten; in: Blätter für Fränkische Familienkunde, hg. v. d. Gesellschaft für Familienforschung in Franken, D-85 Nürnberg, Archivstraße 17, 10. Bd. 1971 Heft 1/2. S. 9—40, ebenda S. 24 f. und Adolf R u s a m: Ahnenliste Rusan-Kaepfel; München 1971 (Privatdruck), S. 183 a, 184 a.
- 2) Kuhr-Butz, a. a. O., S. 33.
- 3) Georg K u h r: Die Bedeutung der Exulanten für die Reichsstadt Weißenburg, S. 71 f.; in: Uuizinzburg-Weißenburg 867-1967. Beiträge zur Stadtgeschichte. Weißenburg in Bayern 1967, S. 62—73. — Georg Meyer—Erlach, Abendmahlsgäste aus Österreich; in: Blätter für Fränk. Familienkunde (vgl. Anm. 1), 1. Jg., 1941/1944, S. 22—28.
- 4) J. A. Bullheimer: Geschichte von Uffenheim. Ansbach 1905, S. 204; vgl. auch Matthias Simon: Evangelische Kirchengeschichte Bayerns; München 1942, S. 444.
- 5) Schloßarchiv Stiebar, Bäuerliche Herrschaftsbücher, Waisenprotokolle.
- 6) Kurt Pirringer: Ferdinand des Dritten katholische Restauration. Wien 1950, XX und 362 S., Maschinenschrift. Österreichische Nationalbibliothek. Diss. phil. Fak. Wien; zitiert von Grete Mecenseffy: Geschichte des Protestantismus in Österreich, Graz-Köln 1956, S. 179—183, mit einem Abriß zur Gegenreformation in Niederösterreich, S. 179—185.
- 7) Staatsarchiv Nürnberg — Brandenburg Reichstagsakten, Bd. 134, Nr. 83, 84; NÖ. Landesarch. Wien — Kreisgericht Krems 203/7, fol. 305.
- 7a) Landeskirchliches Archiv Nürnberg — Markgräfl. Dekanat Feuchtwanger, Nr. 99 (Ehesachen 1567—1775).
- 8) Hermann Claub. Österreichische und salzburgische Emigranten in der Grafschaft Oettingen. Nördlingen 1909.
- 9) Hermann Claub: Österreichische und Salzburgerische Emigranten in der Ansbacher und Gunzenhäuser Gegend; in: 64. JB d. Hist. Ver. v. Mittelfranken, 1927.
- 10) Edmund Schoener: Österreichische, salzburgische und altbayerische Einwanderer im Bezirke der heutigen ev.-luth. Diözese Pappenheim; in: Blätter f. Fränk. Familienkunde (vgl. Anm. 1), 2. Jg. 1927, S. 1—36; Karl Gröschel: Exulanten in Stadt und Bezirk Weißenburg und Dekanat Heidenheim. Weißenburg 1935 (= Weißenburger Heimatbücher, 9. Folge 1935); Hermann Claub: Österreichische Emigranten in Schwabach und Umgebung; in: Schwabacher Geschichtsblätter 1927; G. Korb und H. Kerschbaum: Exulanten in der Umgebung von Neustadt/Aisch (= Die Fundgrube, Heft 11, Korb'sches Sippenarchiv Regensburg 1957); Wilhelm Dannheimer Österreichische Exulanten des 17. Jhd. i. Rothenburg ob der Tauber; in: Die Linde, 55. Jg., 1963, Heft 6—9; Rudolf Grossner: Österreichische Exulanten, Salzburger Emigranten und Fremde im Gebiet des ev.-luth. Dekanats Erlangen und in den Gemeinden Heroldsberg und Vach; in: Blätter f. Fränk. Familienkunde (vgl. Anm. 1); Derselbe: Exulaten und andere Ortsfremde im Gebiet des ehem. ev.-luth. Dekanats Münchaurach, 17. Jahrhundert, vervielfacht. MS 1974; Walter Lehnert: Die Oberösterreichischen Exulanten im ehem. Brandenburg-Ansbachischen Oberamt Stauf-Landeck. Georg Barth: Verzeichnis der oberösterreichischen Exulanten im Bezirk des ev.-luth. Dekanats Thalmässing im 17. Jahrhundert; Lehnert-Barth in: Band 14 der Freien Schriftenfolge der Ges. f. Familienforschung in Franken; für das Dekanat Windsbach und einzelne Pfarreien liegen Unterlagen beim Verfasser.
- 11) Gerhard Hirschmann: Quellen zur Genealogischen Forschung in Franken; in: Jahrbuch f. fränk. Landesforschung, 18. Bd., 1958, S. 374 f.; Wilhelm Dannheimer: Österreichische Emigranten im ehem. Gebiet der Herren von Lentersheim auf Obersteinbach. Mit Anhang: Die Emigranten in den übrigen Orten des Dekanatsbezirks Burghaslach; in: Blätter des Bayer. Landesvereins für Familienkunde, 9. Jg., 1931, S. 76—92 (Heft 6/7).

Möbel WILL

Verkauf:

Waidhofen/Thaya

Werkstätten:

Gross-Globnitz

Aktuelle Probleme des Waldviertels in der Gegenwart

Heimatsforschung hat nicht nur eine geschichtliche Ausrichtung, sondern ebenso eine gegenwartsbezogene: geschichtliche Ereignisse und Zusammenhänge haben die gegenwärtigen Verhältnisse bewirkt und beeinflussen sie noch. Was heute Gegenwart ist, wird morgen Geschichte sein. Diese Doppeldeutung von Heimatsforschung auf der einen Seite und die Dringlichkeit aktueller Probleme des heutigen Waldviertels auf der anderen waren Anlaß dafür, daß die Heimatsforschertagung sich in einem etwa zweistündigen Forumsgespräch mit den Gegenwartsfragen dieses Raumes auseinandersetzte.

Verlaufsbericht

Als Referenten nahmen teil: Dr. Anton Denk, Zwettl; Dipl.Ing. Dr. Willibald Edlinger, Tullnerbach; Komm.Rat Franz Eigl, Zwettl; Dipl.Ing. Hermann Reining, Wien; Dipl.Ing. Dr. Heinrich Wohlmeyer, Wien; Vorbereitung und Gesprächsleitung: Mag. Franz Gundacker, Innsbruck.

Nach kurzen einleitenden Überblicksreferaten (Themenkreis: Kommunalfragen zentraler Orte, Bevölkerungsstruktur, Fremdenverkehrswirtschaft, Handel und Gewerbe, Raumordnung, Agrarwirtschaft) wurden die Wortmeldungen und Anfragen aus dem etwa achtzig Zuhörer umfassenden Auditorium gesammelt und zur Beantwortung nach gemeinsamen Gesichtspunkten zusammengefaßt. Thematischer Mittelpunkt der meisten Anfragen war die bedrohte „Lieblichkeit der Landschaft“; der Ausdruck „Ensemblepflege“ beherrschte weithin die Diskussion. War es auch teilweise unergiebig, nachträglich negative Einzelbeispiele (z. B. Postamt Zwettl, Felssprengungen etc) abzuhandeln, so ergab das vielleicht dennoch einen Anstoß zur Verantwortung und Zivilcourage, um derlei Vorfälle in Hinkunft zu verhindern (durch Planungsmitzprache, Streichung der Sprengsubventionen etc.); gerade dort aber, wo unabdingbare Wirtschaftlichkeitsfragen herantreten, wird jede Heimatpflege zum zweiseitigen Schwert: so z. B. in Belangen der Elektrizitätswirtschaft (Kraftwerksbauten mit kaum abschätzbaren klimatischen und ökologischen Folgererscheinungen und ähnliches).

Das Forumsgespräch schloß mit keinem Forderungsprogramm, keiner Erklärung, keinem sofort verwertbaren Ergebnis. Sein Ziel war vielmehr, den Teilnehmern ein Verständnis für jene Problemzusammenhänge zu vermitteln, die das Waldviertel heute als Lebens-, Wirtschafts- und Kulturraum betreffen. Es ging um Bewußtseinsbildung; es ging darum, die Zuhörer zu interessieren und zu befähigen, Zusammenhänge zu sehen, Möglichkeiten zu erkennen und Ideen zu entwickeln. Und es ging wesentlich um das „Weitersagen“: die Probleme des Waldviertels gehen alle davon Betroffenen an.

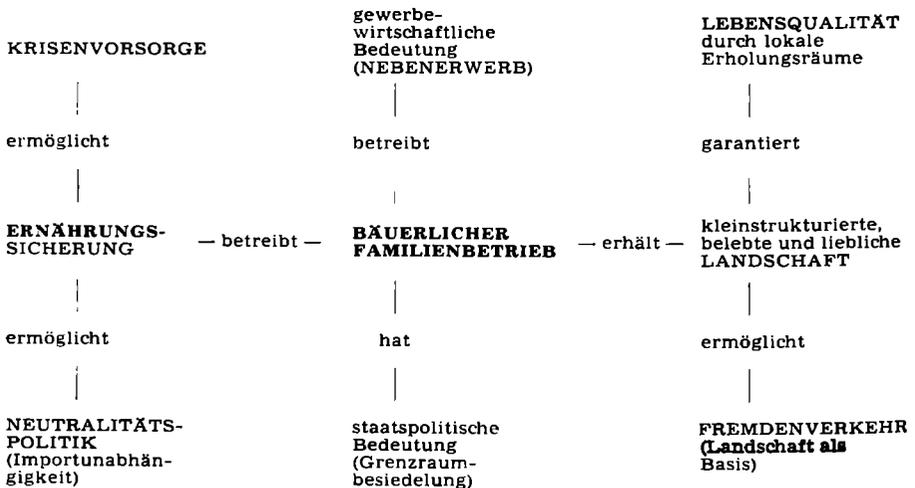
Inhaltsbericht

Welche Zukunftschancen hat das Waldviertel noch angesichts der drückenden Sorgen in der Gegenwart? Als Agrarland? Dagegen sprechen nicht nur Klima, schlechte Bodenqualität und unzureichende Infrastruktur,

sondern ebenso der Bevölkerungsabgang (in den letzten fünf Jahren ging die Zahl der Frauen im gebärfähigen Alter um 30 Prozent zurück!) und die inländische wie ausländische Agrar- und Handelspolitik. Als Fremdenverkehrsland? Aber da fehlt nicht nur weitgehend die entsprechende Infrastruktur, hier machen sich auch das Klima und nicht zuletzt ein noch bestehendes Unverständnis seitens der Bevölkerung erschwerend bemerkbar. Als Industrieland? Genügend und billige Arbeitskräfte wären wohl vorhanden, aber die Grenzsituation, die schlechten Verkehrsverbindungen und Mängel der Infrastruktur lassen das noch als Illusion erscheinen. Damit aber ist wieder ein Anstoß zur Abwanderung gegeben, diese zerstört wieder nicht nur die gewerbliche Infrastruktur, sondern höhlt auch das Finanz- und Steuervolumen der Gemeinden weiter aus. So kann immer weniger investiert werden, die Verarmung der Region, geht Schritt um Schritt weiter.

Wie kann nun dieser Teufelskreis, der sich gegenseitig verstärkenden negativen Bedingungen aufgebrochen werden? Wenn weder in der Agrarwirtschaft allein, noch in der Industrialisierung allein, noch im Fremdenverkehr allein das Heil zu suchen ist, so liegt es nahe, ein Modell zu finden, das diese drei Komponenten (und andere kommen ja kaum in Betracht) in einer brauchbaren und bestmöglichen Weise vereinigt. Mit anderen Worten: dieses Modell, das noch zu finden ist, muß zunächst die Abwanderung aufhalten und umkehren können, aber auch zugleich damit dem Lebensraum wirtschaftliche Bedeutsamkeit geben können. Um dies zu erreichen, bedarf es der engen Zusammenarbeit zwischen Raumordnung, Volkswirtschafts-, Agrar- und Handelspolitik, den Trägern der regionalen Information und Meinungsbildung und den lokalen und regionalen Behörden und Funktionsträgern.

Jedoch der Teufel steckt im Detail. Wie kann so ein Modell aussehen? (Wohlmeyer-Schema)



Voraussetzen ist die weitere kleinbäuerliche Siedlungsstruktur. Die folgenden Überlegungen basieren auf der Beibehaltung des bäuerlichen Familienbetriebes als dem Rückgrat der

Zukunft der Region. Die Kleinbauernstruktur legt sich aus begrenzenden Faktoren wie Klima (späte und frühe Fröste, überdurchschnittlich hohe Niederschläge von 500—600 mm), Bodenqualität (seicht, sandig, sauer) und der mangelnden Infrastruktur (landschaftlich: zerschnittenes Hochplateau, Wassermangel, fehlende Flurzusammenlegungen; aufschließungsmäßig: Wege, Stromzuleitungen, Telefonverbindungen) nahe.

Die Sicherung der Ernährung stützt sich auf den Anbau von Futter- und Brotgetreide, Feldfutter, Kartoffel und auf tierische und pflanzliche Veredelung. Der Anbau von Futtergetreide, Feldfutter und Kartoffeln steht in ergänzendem Zusammenhang mit der tierischen Veredelung; für Tierzucht eignen sich im Waldviertel am ehesten Kombinationsrassen, die für Fleisch- wie für Milchwirtschaft optimal sind. Dazu kommt, daß Kartoffelbau und tierische Veredelung den höchsten Deckungsbeitrag bieten (was für den landwirtschaftlichen Kleinbetrieb wichtig ist), der Anbau von Futtergetreide und Feldfutter wiederum die höchste Arbeitsproduktivität erbringt (was für den Nebenerwerbslandwirt von Bedeutung ist).

Diese Ernährungssicherung muß in engem Zusammenhang mit der gesamtösterreichischen Agrar- und Handelspolitik (z. B. in Bezug auf den in- und ausländischen Futtermittel- und Rindermarkt) stehen. Besonders erforderlich ist der Ausbau der industriellen Verwertung tierischer und pflanzlicher Produkte (Stärke, Trockenmilch, „Waldviertler Schinken“, „Waldviertler Roggenbrot“, Dauerbackwaren und dergleichen mehr).

Bedeutende Konsequenzen hat die Ernährungssicherung für die Neutralitätspolitik (z. B. könnte ein entsprechender Ölsaatanbau Österreich weitgehend importunabhängig machen) und für die Krisenvorsorge. Letzteres bezieht sich vor allem auf den Zentralraum Wien; hier haben die Nachkriegsjahre die Bedeutsamkeit des Waldviertels wohl deutlich genug gezeigt.

Bildungspolitisch ergeben sich aus der Ernährungssicherungs-Aufgabe folgende Konsequenzen:

- die bäuerliche Bevölkerung muß über ihre volkswirtschaftliche Bedeutung Bescheid wissen
- für eine Imageverbesserung des Bauernstandes in den Massenmedien, in der öffentlichen Meinung und beim Bauernstand selbst ist zu sorgen
- die in Betracht kommenden Bildungsträger (Eb-Einrichtungen, Genossenschaften, Bauernkammer etc.) müssen durchführbare Neuerungen in Sachen Anbau, Düngung, Ernte, Betriebsführung brauchbar vermitteln
- Vorschläge und Erfahrungen über Zusammenarbeit in der Anschaffung, Benutzung und Wartung von Maschinen und Geräten müssen zur Nachahmung motivierend vermittelt werden.

Die **L a n d s c h a f t s e r h a l t u n g** ist die Basis für den Fremdenverkehr. Die kleinstrukturierte, belebte, „liebliche“ Landschaft bietet als lokaler Erholungsraum im Einzugsbereich des Zentralraumes Wien die erforderliche Lebensqualität für den Urlaub.

Die kurze Saison, die ungünstigen Verkehrsverbindungen, die noch fehlende Fremdenverkehrsgesinnung und das mangelnde Angebot erschweren die Entwicklung des Fremdenverkehrs, der sich trotz solcher ungünstigen Voraussetzungen noch in einem niedrigen Preisniveau bewegen kann und weiterhin bewegen soll. Andererseits läßt die fehlende Fremdenverkehrsstruktur die Chance offen, nicht die Fehler anderer Bundesländer (wie Tirols und Kärntens) zu wiederholen, sondern anstatt einer Touristik-Industrie ein Erholungsangebot zu schaffen („In der Wiese liegen und mit der Seele zu baumeln“). Die Idee des „Urlaubs auf dem Bauernhof“ ist ein erster Versuch in dieser Richtung. Der Bedarf an weiteren Ideen der Art ist groß; für Motivierung zum Urlaub im Waldviertel und zur Imageverbesserung kann hier nicht genug getan werden.

Der Erholungs- und Urlaubsstandard soll auf mittlere Einkommenschichten (Familien mit Kindern) abgestimmt sein. Die Verhüttelung und Zersiedelung durch Appartementbauten muß verhindert werden. Der Wert der Landschaft geht allen Einzelinteressen bevor.

Zur Verbesserung der Fremdenverkehrsstruktur genügt aber Imagepflege allein noch nicht; es bedarf der Schaffung von kommunikativen und Erholungseinrichtungen (Sport- und Spielplätze, Bäder, Wanderwege, Reitmöglichkeiten) und Bildungseinrichtungen.

Für den Bildungssektor ergibt sich aus der Zielsetzung „Fremdenverkehrsland“ an Konsequenzen:

- Motivierung der Bevölkerung, im Fremdenverkehr eine wirtschaftliche Chance zu sehen
- Information und Beratung zur Schaffung entsprechender Urlaubsmöglichkeiten und -angebote
- Schulung der Angebotsträger (Gastwirte, Privatvermieter), den Bedürfnissen der Urlauber in der Schaffung der Angebote Rechnung zu tragen
- Zusammenarbeit mit Institutionen der Heimatforschung und -pflege (Einrichtung von Museen, Restaurierung historischer Bauten, Führungen, heimatkundliche Veranstaltungen etc.)
- Hinweis auf Auf- und Ausbau der bestehenden Büchereien
- Herausgabe eines monatlichen regionalen Veranstaltungskalenders in Plakatform und Broschüre.

Gewerbe und Industrie im Waldviertel leiden unter der Entsiedelung des Grenzlandes, der geringen Investitionsmöglichkeiten und -bereitschaft (was wiederum zu Steuerproblemen der Gemeinden führt), unter der Ausbildungsabhängigkeit (Abwanderung der Fachkräfte in industrielle Ballungsräume) und der unzureichenden Grenzlandförderung. Die Krisenanfälligkeit industrieller Monostrukturen (Textilwirtschaft, Holzverarbeitende Industrie) erfordert die Suche nach neuen Industriezweigen (z. B. Ausbau der tierischen und pflanzlichen Veredelung, neue Zweige der Holzverwertung u. a.)

Franz Gundacker

Zum neuen Jahr

Herr, der Du den Wolken befehlst
und den Stürmen gebietest,
segne dies Jahr.
Lautlos öffnet sich das Tor,
führt da ein Weg?
Brennt dort ein Licht?
Wird der Glocken Klingen Freude sein?
Glüht die Rose, glüht der Baum?
Wird dem Strom sein Bett genügen,
wird am Hang die Rebe grünen und
der Acker fruchtbar sein?
Herr, vergiß der Menschheit Frevel
Deinen Himmel zu stürmen und den Mond
zu berauben.
Amen.

B E R G E R **E** L E K T R O **T** E C H N I K

3830 Waidhofen/Thaya, Niederleuthnerstr. 23
Telefon 25 58 und 24 52 — Postfach 100

Bau von Licht- und Kraftanlagen aller Art, Blitzschutzanlagen,
Radio- und Fernsehen, eigene Reparaturwerkstätte,
Verkauf sämtlicher Elektrogeräte

Außenstelle in Dobersberg, Allentsteig, Schwarzenau

Waldviertler u. Wachauer Kulturberichte

Waldviertler Folklore-Film im Fernsehen

Ein Folklorefilm über das Waldviertel, bei dem Helmut Pfandler Regie führte, wurde am 8. Dezember im österreichischen Fernsehen ausgestrahlt.

Der Autor und Regisseur des Films, Helmut Pfandler, hat sich in wochenlangen Recherchen bemüht, Leute ausfindig zu machen, die sich an alte magische Praktiken erinnern können, die ihre Vorfahren noch ausgeübt haben. So erzählt ein Mann, daß er ein „gewendetes Kind“ sei, und die Tochter der Wenderin schilderte genau, wie ihre Mutter diese magische Kunst praktiziert hat. Ein alter Mann erzählt anschaulich, wie ihm die wilde Jagd erschienen ist; und ein paar alte Leute aus Amaliendorf schildern ihre Erinnerungen an den Waldviertler Bauernzauberer Kasimir Hönninger, genannt Gokolorum.

Selbstverständlich brachte der Film auch altes Liedgut. Der heute 86jährige Schneidermeister Dor aus Waltersschlag hat viele Lieder aus dem 19. Jahrhundert aufgeschrieben; eines davon singt er vor. Auch ein Kirtag wird gezeigt, mit Vierzeilern und Possenreißen. Ebenso zwei Hochzeiter mit einer besonderen Attraktion, einer „Saugeige“.

Alle diese Raritäten wurden sehr realistisch dargestellt und gaben insgesamt das Bild einer Folklore-Sendung, wie sie sonst nicht gesendet wird. NON

Waldviertler Heimatabende in Krems an der Donau

Über Anregung von Frau OSR Hilde Fellner und anderer Mitglieder sah sich der Waldviertler Heimatbund veranlaßt, mit den früher üblich gewesenen Heimatabenden in Krems wieder zu beginnen.

Krems, im Jahre 1945

Am 9. Dezember 1975 trat der Waldviertler Heimatbund mit einer Veranstaltung an die Öffentlichkeit. Er gewann den Leiter des Realien-Institutes, Dr. Ernst Englisch, für einen Vortrag, in dem er die Ergebnisse seiner eingehenden Untersuchung über die Ereignisse 1945 in Krems darlegte.

Vizepräsident Dr. Herbert Faber hieß die Besucher, insbesondere den Vortragenden herzlich willkommen und überbrachte die Grüße des verhinderten Präsidenten Dr. Walter Pongratz. Dr. Englisch vermittelte nun ein Bild der erschütternden Ereignisse des Jahres 1945 in Wort und Bild und wurde hiebei unterstützt von Dr. Jaritz und Tarciay, wem letzterem zu verdanken ist, daß die wenigen, aber umso eindrucksvolleren Lichtbilder jener Tage präsentiert werden konnten.

Der Vortragende stellte klar, daß ein Historiker nur auf Grund verlässlicher Dokumente, wie Akten, Protokolle, Kundmachungen, Zeitungsberichte und unter Heranziehung von Aufzeichnungen, sowie mit Hilfe der Erzählungen von Zeitgenossen, ein wahres Bild eines Zeitabschnittes erkunden könne. Doktor Englisch ging dann auf die einzelnen folgenschweren Ereignisse im April und Mai 1945 ein. Da war vor allem der schwere Luftangriff auf Krems am 2. April 1945, der katastrophale Folgen nach sich zog, deren Behebung durch viele Monate das Anliegen der Kremser geworden war. Ein nächstes einschneidendes Ereignis war das Blutbad, das anlässlich der Freilassung von Häftlingen der Strafanstalt Stein eintrat; dann waren es die schweren Kämpfe südlich der Doau zwischen Ober-Wölbling und Hollenburg und schließlich die Sprengung beider Donaubrücken durch den Stadtkommandanten Oberst Soche, der für die Ausführung eines Befehles zu 6 Jahren Haft verurteilt wurde.

Der Antritt der russischen Herrschaft in Krems, das Werden einer neuen Stadtverwaltung unter Bürgermeister Suppanz und die oft drückenden Maßnahmen zur Wiederbelebung der Stadt wurden dargestellt. Es mag überraschen, wie schnell die Verbindung mit den südlichen Stadtteilen, Mautern und Furth, mit Hilfe einer Fähre zustande gebracht wurde. Die beiden Industriebetriebe Hitzgern und Mehrl nahmen schon im Mai 1945 ihre Produktion auf, doch bedurfte es großer Kraftanstrengungen der neugewählten Stadtgemeindevertretung unter Bürgermeister Dr. Riel, um alle Zweige der städtischen Unter-

nehmungen wieder produktiv werden zu lassen, damit die Versorgung der Bevölkerung mit Wasser, Strom und Gas gesichert wurde. Das angeschlagene Kanalnetz mußte gänzlich erneuert werden. Ein Festtag für die Stadt war es, als man die beiden gesprengten Brückenbögen erneuert hatte, wobei österreichische und russische Ingenieure ihr Bestes gaben. Staatskanzler Dr. Renner unterstrich die Bedeutung des Tages durch seine Anwesenheit. Langsam stellten sich auch die ersten Bemühungen ein, der Stadt kulturelles Leben zu geben. Immer mehr Hoffnungsschimmer kehrte bei der Bevölkerung ein, als sie merkte, daß der Weg für eine freie, demokratische Gemeinschaft freigelegt war. Reichlicher Beifall wurde Dr. Englisch zuteil, dem auch Dr. Faber den Dank des Waldviertler Heimatbundes aussprach.

Die Anwesenheit von Kremsern, die Zeugen der Schreckenstage von 1945 waren, bot Gelegenheit zu einer eingehenden Diskussion. Viele neue Gesichtspunkte konnten freigelegt werden und man kam überein, daß die Zeitgenossen ihre Kenntnisse mündlich oder schriftlich dem Autor der Dokumentation zur Verfügung stellen werden. LZ

Am 13. Jänner folgte ein zweiter Abend.

Diesmal war das Programm zweigeteilt: Zuerst besuchte man die Werkstätte des bekannten Bildhauers Helmuth Nunzer am Körnermarkt und bewunderte die Arbeiten dieses Künstlers. Der zweite Teil wickelte sich im Saale des Gasthofes Klinghuber ab. In Vertretung des dienstlich verhinderten Präsidenten des Waldviertler Heimatbundes begrüßte dessen Stellvertreter, Dr. Herbert Faber, die zahlreich Erschienenen. Man wolle heute die Muse zu Wort kommen lassen und Stunden der Entspannung erleben. Den Hauptteil des Abends bestritt Frau Henriette Zaruba mit dem Akkordeon, begleitet von Helmuth Nunzer, am Klavier ihren Gesang teilweise selbst untermalend. Ihre glockenhelle, fast jugendliche Stimme, entzückte die Zuhörer, die mit Beifall nicht geizten. Frau Gemeinderat Wilma Bartaschek trug gekonnt mehrere ihrer Gedichte vor, wogegen Frau Mitterndorfer ein von ihr verfaßtes Waldviertler Gedicht eindrucksvoll bot. Reg. Rat Willibald Bartl erwies sich wieder als Meister der Vortragskunst und seine beiden aus dem Leben geschöpften, humorvollen mundartlichen Gedichte fanden einhellig lebhaft Aufnahme. Zum Abschluß kündigte Dr. Faber einen weiteren Heimatabend im Februar an; er dankte allen Mitwirkenden, insbesondere der Sängerin Frau Zaruba, der er einen Blumenstrauß überreichte. Mit dem Willen, auch weitere Veranstaltungen des Waldviertler Heimatbundes besuchen zu wollen, traten die Besucher den Heimweg an.

Marbach an der Donau

„Herrenhaus“: Arzt- und Kinderdomizil

Völlig umgestaltet hat die Marktgemeinde das 1575 erbaute „Herrenhaus“. Anlässlich der erfolgten Einweihung des Gebäudes konnte sich die Bevölkerung von den erfolgten Umbauarbeiten überzeugen.

Im Obergeschoß ist eine Arztordination der Sanitätsgemeinde — ihr gehören die Gemeinden Marbach, Maria Taferl und Münichreith an — untergebracht. Außerdem wurden Räumlichkeiten für eine Zahnarztpraxis adaptiert. Im Erdgeschoß wurden Räume für die Erweiterung des Kindergartens ausgebaut.

Bürgermeister Grabner nahm die Gelegenheit wahr, um einen Rückblick über die durchgeführten Umbauarbeiten zu geben. Ehrendechant Körner, der die Einweihung des „Herrenhauses“ vornahm, gab dem festlichen Ereignis eine religiöse Sinndeutung. Trachtenkapelle und Gesangsverein umrahmten die Festveranstaltung musikalisch. NÖN

Denkmalpflege 1976

Burgen — Schlösser — Ruinen sollen im Mittelpunkt der heurigen niederösterreichischen Aktivitäten im Denkmalschutz stehen. Nach dem vom Europarat propagierten Jahr der Denkmalpflege wird man mit gewiß weniger finanziellen Mitteln sein Auslangen finden müssen und konzentriert nach feststehenden Konzepten die noch vorhandene Substanz pflegen. Niederösterreichs oberster Denkmalpfleger, Dr. Kitlitschka, hat überdies eine Ver-

bindung von Raumordnung mit Denkmalschutz angekündigt, damit gewiß neue Akzente zu setzen begonnen.

Der Waldviertler Heimatbund und der Verlag Faber beabsichtigen, sich des Schlosses Wildberg, des baulich äußerst gefährdeten Dürnhofes beim Stift Zwettl und der Burgruine Gars am Kamp (Babenberger-Jubiläum!) besonders anzunehmen. Pongratz

Pöggstall

Bergfried trägt wieder den „alten“ Hut

Der Pöggstaller Bergfried, auch „Marterturm“ genannt, hat wieder einen Hut. Bekanntlich äscherte am 21. August 1975 ein Brand, dessen Ursache nicht einwandfrei geklärt wurde, das aus dem Jahre 1882 stammende Notdach ein.

In relativ kurzer Zeit gelang es der Bundesforstverwaltung, in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt dem Bergfried ein neues Dach aufzusetzen. In Anlehnung an die Dachform vor 1882, jedoch ohne Wehrgeschoß, entstand nun ein spitzes Walmdach, das sich wesentlich vom abgebrannten Provisorium unterscheidet. Das flache Notdach währte immerhin 90 Jahre, sozusagen ein „Dauerprovisorium“!

Das neue Turmdach dürfte etwa 250.000 Schilling kosten. Die durch die Neugestaltung entstandenen Mehrkosten werden zum überwiegenden Teil (160.000 Schilling) vom Bundesdenkmalamt übernommen.

Das mit Eternitschindeln gedeckte Turmdach bestimmt weitgehend die Gesamtansicht des Schlosses und kann als neues Pöggstaller Wahrzeichen angesprochen werden. MeZ

Bausteinaktion des Vereines Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya

Im Dezember startete der Verein Heimatmuseum Waidhofen an der Thaya eine Bausteinaktion zum Erwerb bzw. zur Ausgestaltung eines neuen Museumsgebäudes.

Ein neues Gebäude neben dem alten Museumsgebäude in der Wienerstraße ist die Grundvoraussetzung für eine sinnvolle Tätigkeit des Vereines. Denn das alte Museumsgebäude, ein altes Bürgerhaus, welches seinerzeit in seinen ursprünglichen Zustand zurückversetzt wurde und welches schon als solches sehenswert ist, dient am besten seinem Zweck, wenn es mit entsprechenden Möbeln eingerichtet und so der Besichtigung zugänglich gemacht wird. Der Bauzustand des Gebäudes ist aber so schlecht, daß es derzeit entsprechend seiner Bestimmung nicht benützt werden kann. Außerdem ist es für die Zurschaustellung der eigentlichen Museumsstücke und für Wechselausstellungen ungeeignet. Das Haus muß also geräumt und in einem Mehrjahresplan von Grund auf saniert und mit entsprechend museumsgerechten Installationen versehen werden. Eine Überprüfung ergab, daß auch die Originalholzdecke im „Bürgerzimmer“ durch Feuchtigkeit bereits gelitten hat. Die Kellerräume sind durch die an dem Haus vorbeifahrenden Schwerfahrwerke einsturzgefährdet. Mit einem Wort, das Gebäude ist im jetzigen Zustand für die Aufbewahrung von Schautücken ungeeignet.

Trotz zahlreicher Bemühungen konnte der Museumsverein selbst keine geeigneten Räume, die als Ausstellungs-, Depot- und Werkstättenräume so dringend benötigt worden wären, aufgetrieben werden. Dadurch war für den Verein kaum eine Arbeitsmöglichkeit gegeben.

Nunmehr hat die Stadtgemeinde Waidhofen ein geeignetes Haus (Ecke Schadekgasse-Hamernikgasse) zur Unterbringung des Museums angekauft.

Der Verein ist bemüht, für die Einrichtung und Ausgestaltung freiwillige Helfer zu gewinnen und hat zur Aufbringung der nötigen Geldmittel vorerst eine „Baustein-Aktion“ gestartet. Durch weitere Spendenaktionen, durch den Verkauf von Bildreproduktionen, den Verkauf von Wachs- und Lebzeltmodel usw. sollen weitere „Geldquellen“ erschlossen werden. Mit diesen Aktivitäten will der Verein nach seinen Möglichkeiten einen Beitrag zum neuen Museumsgebäude leisten.

Die Vereinsführung ist sich vollkommen bewußt, daß es manche Leute gibt, die kein Verständnis für Kulturarbeit aufbringen. Ihrer Meinung nach ist jeder Schilling für eine Sache „die nichts bringt“ — hinausgeworfenes Geld. „Die Stadtgemeinde möge doch lieber das Geld für Straßen, Kanäle, Wasserleitungen,

Krankenhaus, Erholungszentrum usw.“ aufwenden, argumentieren sie. Diesen Menschen sei gesagt: „Das Eine darf das Andere nicht ausschließen.“ In der heutigen materialistischen Zeit tut neben dem Umweltschutz, dem Schutz der Natur, auch „kultureller Umweltschutz“ dringend not. Dafür tritt der Verein Heimatmuseum ein.

Durch den Ankauf eines neuen Museumsgebäudes hat der Gemeinderat der Stadt bewiesen, daß er sich seiner kulturellen Verantwortung gegenüber den gegenwärtigen und künftigen Waidhofnern und darüber hinaus der Bevölkerung des ganzen Bezirks bewußt ist. Nicht umsonst schreibt ein Wiener Universitätsdozent in seinem Gutachten über das Waidhofner Museum die Sätze: „Angesichts der zentralen Kultur- und Wirtschaftsbedeutung Waidhofens müßten die Kosten für die Erhaltung eines Museums gerechtfertigt sein. Eine Stadt wie Waidhofen braucht ein ihr angemessenes Museum, will sie sich den Vorwurf kultureller Armut ersparen.“

Die Gemeindeväter der Stadt haben durch den Ankauf des Hauses für das Museum einen weiteren Meilenstein in der Geschichte Waidhofens gesetzt.

E. Führer

Waidhofner Chor sind in der Kirche

Ein einmaliges Erlebnis wurde den Besuchern der Vorabendmesse und des 9 Uhr Gottesdienstes am 6. und 7. Dezember durch den Waidhofner Gesang- und Musikverein in der Stadtpfarrkirche Waidhofen geboten. Unter der vorzüglichen Leitung seines Chorleiters HOL Franz Tippl sang der gemischte Chor vor der Wandlung Spirituals in englischer Sprache und anschließend Werke berühmter österreichischer Meister. Schon das Eingangsglied, das einen herrlich aufgehenden Morgen symbolisiert und auf die segnende Hand Gottes hinweist, erweckte Ehrfurcht und gläubigen Sinn bei den vielen Besuchern. Das Tenorsolo sang ein Amerikaner, Fachlehrer Craig Lindley von der hiesigen Hauptschule. Vor dem Evangelium ertönte ein sehr schwungvoller rhythmischer Gesang, Jesus klopft an die Tür. Zum Offertorium erklangen abwechselnd Frauen- und Männerstimmen, unterbrochen durch die Solis von Amtsrat Palmeshofer und FL Lindley. Knapp vor der Wandlung wurde die Sehnsucht nach der Heimat über dem Jordan in einem überaus wohlklingenden Satz musikalisch ausgedrückt. Mit dem formvollendet vorgetragenen Chor locus iste des genialen Tonmeisters Anton Bruckner wurde auf die Größe und Heiligkeit des Gottesortes verwiesen. Zur Demut wieder forderte auf der sehr gut gesungene, aber schwere Chor Jesus, all mein Leben bist du, von Anton Heiller. Er wurde genau hundert Jahre nach Anton Bruckner geboren und ist Professor an der Musikakademie in Wien. Als international bekannter Orgelspieler und Cembalist gilt er als wesentlicher Vertreter der neueren katholischen Kirchenmusik. Ein herrliches Finale wurde mit dem Chor jubilate deo von Hans Bauernfeind gesetzt, einem ausgezeichnet vorgetragenen Chor, der sehr wirkungsvoll und wuchtig in seiner Aussage klingt. Die Inspiration zu der einmal ganz anders gestalteten Meßfeier durch Spirituals und als Kontrastprogramm den Vortrag zeitgenössischer österreichischer Kirchenmusik hat sich der umsichtige Chorleiter beim heurigen Chorleiterkurs in Scheibbs geholt. Dieser wird jährlich einmal durch den Sängerbund für Wien und Niederösterreich in Zusammenarbeit mit dem Niederösterreichischen Heimatwerk veranstaltet und von namhaften Musikgrößen in Theorie und Praxis durchgeführt. Bei ihm werden die modernsten musikalischen Aspekte vorgetragen und viele Chöre und Volkslieder gesungen. Allgemein fiel auf, daß der gemischte Chor des Gesang- und Musikvereines Waidhofen einen ausgezeichneten Wohlklang aufwies, ein großes Verdienst seines rührigen Chorleiters HOL Tippl. Sehr verdienstvoll wirkt auch Vorstandsmitglied Fachlehrerin Irene Böhm, die vor jeder Probe gewissenhaft Stimmübungen durchführt. Das sehr gelungene Kirchenkonzert wurde auch in Waldkirchen und Aigen/Raabs aufgeführt.

Anton Steinberger

Die Bürgerspitalskirche in Waidhofen an der Thaya

Im Jahr des Denkmalschutzes wurde die Bürgerspitalskirche im Auftrag der Stadtgemeinde mit Mitteln der Bürgerspitalsstiftung und einer Subvention der Niederösterreichischen Landesregierung renoviert. Saniert wurden zwei Marterl auf dem Weg zur Sixmühle. Renoviert wurden auch die Marterl an der

Landeshauptstraße von Hollenbach und Puch, sowie das sogenannte Pestmarterl an der Hochstraße (bei der Abzweigung nach Groß-Siegharts). Im nächsten Jahr ist die Renovierung der Zwiebelkapelle in der Schadekgasse geplant. Bedauernswert ist, daß ein weiteres Marterl (eines von den 14 Kreuzwegstationen, die in früherer Zeit gebaut und von der ehemaligen Kapuzinerkirche nach Maria Rafings führten), und zwar jenes in der Nähe der Appl-Mühle geschliffen wurde. Wäre es bei ein bißchen gutem Willen nicht anders gegangen?

E. F.

Ruine Kollnitz

Bei strahlend schönem Herbstwetter konnte am Sonntag, dem 12. Oktober 1975 die feierliche Eröffnung des Wehrganges auf der Ruine Kollnitz in Szene gehen. Der Obmann des Vereines zur Erhaltung der Ruine Kollnitz, Obmann Dir. Loskott konnte eine erfreulich große Zahl von Ehren- und Festgästen begrüßen. An der Spitze Landesrat Grünzweig, Landtags-Abgeordneter Bürgermeister Franz Rabl, der als persönlicher Vertreter von Landeshauptmann Maurer erschienen war, die Abgeordneten Gustav Vetter und Herbert Haas, Bezirkshauptmann wickl. Hofrat Luegmeyer, sowie als Vertreter der Besitzer-gemeinde einige Stadt- und Gemeinderäte.

Landesrat Leopold Grünzweig, der in seiner Festrede seine Genugtuung über die geleistete Arbeit an der Ruine zum Ausdruck brachte, meinte: Ohne die privaten Initiativen der einzelnen Vereine wäre es sicherlich nicht möglich, soviel auf dem denkmalschützerischen Sektor zu tun und dankte gleichzeitig dem Verein „Zur Erhaltung der Ruine Kollnitz“ und seinen freiwilligen Helfern für die bisher geleistete Arbeit.

NÖN

Bericht der Zweigstelle Wildberg über das Jahr 1975

Die Aktivitäten um das Schloß Wildberg bekamen im ersten Jahr meines, Erik Mikura-Schiller, Wirkens ein wesentlich anderes Gepräge. Als neuer Sekretarius für Wildberg versuchte ich, die Popularität des Denkmalschutzes im Einzugsgebiet des von mir betreuten Objektes im Sinne des Denkmalamtes und der Niederösterreichischen Landesregierung zu heben. Hierbei wurden schöne Anfangserfolge erzielt. Mit der Jugend von Messern wurde im Juli ein Schloßfest organisiert, das sehr gut besucht war. Die Gemeinde übernahm dabei die Kosten der Trachtenmusikkapelle (32 Mann). Zwei Mitglieder der katholischen Jugend stehen bei Anmeldung stets für Führungen bereit. Dies ist notwendig, da seit Juli der bisherige Kastellan, Herr Fischer, der durch Jahre zur vollsten Zufriedenheit das Schloß für Besucher zugänglich machte, nach langem schwerem Leiden verstorben ist. Die Suche nach einem Ersatz ist trotz einer Wohnung, die zur Verfügung gestellt wird, noch im Gange. Als weiteres Ereignis sei noch ein Familientag der Bezirksbauernkammer, der im Wappenschloß endete, zu erwähnen. Zum Tag der Fahne konnten Österreichs größte Tageszeitungen für Berichterstattungen gewonnen werden und das Echo war entsprechend. Leider war zu diesem Anlaß keine verwendungswürdige Fahne vorhanden. Doch konnte dieser Mangel durch eine Spende der Marktgemeinde Irnfritz und durch das wundersame Auftauchen einer weiteren Fahne bereits behoben werden. Der Gemeinde sei für diese Spende und die Regelung der Beleuchtung bestens gedankt.

Mit Dr. Josef Taus hat sich ein Mann gefunden, der Wildberg als Schutzherr helfen will und es bereits jetzt im Vorstadium tut. So hat das Schloß neben dem sehr interessierten Bundespräsidenten weitere prominente Unterstützung.

Ein schöner Tag für das Wappenschloß war der erste Einsatz von Feuerwehren der umliegenden Orte, die unentgeltlich in Gruppen von sechs bis acht Mann unter meiner Anleitung arbeiteten. So können die vorhandenen Subventionsgelder größtenteils für Materialankäufe verwendet werden und deren Wirkung wird vervielfacht. Besonderer Dank sei in diesem Zusammenhang dem Kommandanten Franz Umfogl ausgesprochen. Danken möchte ich aber auch den Wehrmännern K. Holzinger, F. Herzog, K. Heilig, R. Fally, A. Höß, K. Ringl, H. Grecher, A. List, H. Herzog, Schindler, K. Angelmayer, H. Blank, F. Damberger, H. Weinberger, sowie den Frauen A. Ringhofer und E-M. Mikura-Schiller. Letzteren für die Labung der Helfer und unentgeltliche Führungen.

Am 29. November kamen als die prominentesten Besucher in diesem Jahr, die europäischen Außenhandelsdelegierten Japans als Abschluß einer Tagung in Wien, nach Wildberg.

Mein Vorgänger, WAR A. Hick, konnte auch in diesem Sommer für einige Wochen mit seiner Familie im Schloß wohnen, wobei er durch seinen Arbeits-einsatz und wertvolle Tips eine große Hilfe war, für die ich ihm herzlich danken möchte.

Mit dem Besitzer, Reichsgraf U. v. Salis, konnte bestes Einvernehmen erzielt werden und er ist trotz wirtschaftlich schweren Jahren zu erhöhtem Finanzeinsatz bereit. Hierbei soll besonders eine Wohnung modernisiert werden, um für einen neuen Beschließer eine zeitgemäße Unterkunft zu haben.

Aus den Subventionsbeiträgen vom Land Niederösterreich wird hauptsächlich der Südwest-Trakt saniert. Bedingt durch die hohen Kosten konnte aber nur ein kleiner Teil durchgeführt werden. Die Freskenfreilegung wurde dem finanziellen Rahmen entsprechend weitergeführt. Stiegen- und viele kleine Dachreparaturen wurden eher notdürftig durchgeführt. Der Verputz in der Einfahrt und in einigen Räumen wurde ausgebessert bzw. erneuert. Auch mußte der Schutt von früheren Dachreparaturen, der stellenweise meterhoch auf den Balkendecken lagerte, und diese beschädigte, abtransportiert werden. Schädlicher Bewuchs in und nahe den Mauern wurde entfernt. Dies alles sind Arbeiten, die man kaum merkt, jedoch für die Erhaltung sehr wichtig sind. Alle Arbeiten wurden im direkten Einvernehmen mit dem Bundesdenkmalamt durchgeführt.

Für das nächste Jahr hoffe ich, doch die dringend notwendige Sanierung des durch die Witterung schwer beschädigten Südwest-Traktes außen beginnen zu können, doch muß dazu noch die Finanzlage gesichert werden.

Ing. E. Mikura-Schiller

Preinreichs bei Krumau/Kamp

Uraltes Kulturgut wurde abgerissen

Der Klausenhof, Preinreichs Nr. 42, wurde abgerissen. Der Hof wurde bereits im Jahre 1321 urkundlich erwähnt und gehörte zur Gemeinde Preinreichs. Damals war sogar eine Wallfahrtskirche zu Ehren der hl. Maria dort. Um 1490 zur Zeit des Pfarrers Christoph von Idolsberg wurde die Marienkapelle durch den Passauer Bischof geweiht. Nachdem die Pfarre Krumau wieder einen eigenen Pfarrer (Pf. Kokail 1704—1712) hatte, mußte ein Streit entstanden sein, wohin der Klausenhof mit der Pfarre gehört. Der Pfleger Johann Leonhard Wetschell von Dobra bezeugte am 8. August 1705, daß die Kapelle (Wallfahrtskapelle) neben dem Klausenhof mit dem Patronate zur Herrschaft Idolsberg gehöre, auch von dem Hofe durch keine Markung abgegrenzt sei und dieser selbst zum Amte Eisenberg und zur Pfarre Idolsberg gehöre. Dessen ungeachtet gehört der Klausenhof noch heute wie damals zur Gemeinde Preinreichs und zur Pfarre Krumau.

Vom Klausenhof gibt es auch eine Mariensage. Die Pfarrkirche Idolsberg bekam die Statue der Gottesmutter und ein auf Leinwand gemaltes Bild. Diese Marienstatue, die die bekrönten Figuren der Gottesmutter und das Jesuskind zeigt, wurde laut Bericht des auf der Statue aufgeklebten Zettels (ist heute noch darauf) von Wallfahrern nach Mariazell mitgenommen und an der Mariazeller Muttergottesstatue angerührt und dann von den Wallfahrern in der Mitte des Altares in der Kirche zu Idolsberg aufgestellt, wo sie heute noch ist. Die Sage erzählt, daß die Statue zweimal in Idolsberg verschwand und erst nach der dritten Übertragung vom Klausenhofer Kirchlein, die in feierlicher Prozession geschah, daselbst verblieb. 1968 erfolgte in der Pfarrkirche Idolsberg ein Einbruch, wo die angeführte Klausenhofermadonna gestohlen wurde. Auch der hl. Johannes von Nepomuk wurde damals entwendet. Beide Statuen kehrten am 14. Juni 1970 aus der Schweiz wieder nach Idolsberg zurück.

Die Bewohner des Klausenhofes: Kuntner 1771/72, Scherkl 1772, Pernart (vilicus) 1774, Herzog (Hirt) 1790/92, Korb (Hirt) 1794/1843, Thurner 1820, Wachelhofer (Bauer) 1820/21, Zach 1815/27, Frey (Schafmeister) 1831, Müllauer 1837, Futterknecht 1838, Haselmann (Wagner) 1839, Macher (Hirt) 1845/85, Neimer 1846/73, Kittenberger (Heger) 1883/1903, Steiner 1898/1908, Lemmerhofer 1909/1929, Mader 1929/1956, Gierlinger 1960, Besitzer von 1956/59 Wald-

stein Wartenberg. Am 26. Oktober 1959 erwarb der Gewerkschaftsbund den Klausenhof und ist der derzeitige Besitzer.

Man fragt sich nun, warum der Klausenhof nicht erhalten werden konnte. Warum wurde er abgerissen und alle noch brauchbaren Teile an Interessenten der Großgemeinde abgegeben? Wenn man jetzt von Idolsberg nach Krumau die grün-weiße Markierung über den Klausenhof wandert, denkt man mit Wehmut daran, was für ein schöner Hof hier einmal war, und heute steht man vor einem Schutthaufen. Uraltes Kulturgut hätte man erhalten müssen! NÖN

Rafing

Die Rafinger-Kapelle soll erhalten bleiben

Das Bundesdenkmalamt hat festgestellt, daß die Erhaltung der profanierten gotischen Kapelle (Haus Rafing Nr. 49) im öffentlichen Interesse gelegen ist.

Bereits vor 1171 erlangte das Stift Zwettl durch einen Pilgrim von Kattau Besitzungen in Rafing und erbaute in der Folge einen Wirtschaftshof, der eine dem hl. Johannes geweihte Kapelle erhielt. 1453 starb in Rafing der damalige Abt von Zwettl und 1490 wurde der Rafinger Hofmeister Abt des Stiftes. 1789 mußte der Stiftshof samt Grundbesitz an acht Bauern verkauft werden.

Bei dem Objekt handelt es sich um die profanierte Kapelle, die baulich mit den Meierhofgebäuden verbunden ist. Über eine Freitreppe, durch ein ehemaliges Rundbogenfenster, betritt man den Kapellenraum aus dem 15. Jahrhundert. Das frühere Langhaus besitzt ein auf Wandpfeilern mit Deckplatte ruhendes Gewölbe aus dem 17. Jahrhundert. Es besteht aus zwei Gratgewölben, die auf Gurtbögen ruhen. Nach der Profanierung wurde ein Gewölbejoch für einen Kaminschacht durchstoßen. Erhalten sind die drei schmalen, gotischen Schlitzfenster, die wie der Verputz der Chorwände ursprüngliche Bemalungsreste aufweisen. Die Außenseite des Gebäudes wird durch ein steiles Dach bestimmt, dessen Langhaus mit Taschenziegel und Chordachflächen mit einer Mönch-Nonnendeckung versehen sind. An der Ostseite sitzt eine Dachgaube. NÖN

Niederösterreichisches Volksliedwerk — Wiener Volksliedwerk Arbeitsausschuß

A-1080 Wien, Fuhrmannsgasse 18 a

Bericht über die Tätigkeit des Arbeitsausschusses im Jahre 1975.

Der Arbeitsschwerpunkt in diesem Jahr lag in der Unterbringung der im Vorjahr erworbenen Sammlung Matzinger. Hofrat Prälat DDr. Stephan Matzinger hat im Frühjahr dieses Jahres Franz Schunko noch weitere Bücher übergeben. Für die Unterbringung dieser bedeutsamen Erweiterung des Archivs hat das Österreichische Volksliedwerk dem Archiv Niederösterreich-Wien im gleichen Hause einen Raum überlassen. Nach Adaptierung dieses Raumes konnten durch Vermittlung von Prof. Ludwig Sackmayer kostenlos Regale erworben werden, so daß die provisorische Aufstellung der o. a. Sammlung durchgeführt wurde. Dieser umfangreiche Zugang erfordert noch im kommenden Jahr eine gezielte Weiterarbeit. — Sämtliche Karteien des Archivs wurden in einem neu erworbenen Stahlschrank eingeordnet. In der Bücherei wurden die Zeitschriften auf jeweils eine Signatur vereinigt; eine organisatorische Arbeit, die sich über das ganze Jahr erstreckte. Dabei wurden diverse Zeitschriften jahrgangsmäßig gebunden. Durch Reg.Rat Prof. Josef Buchinger konnten neue Titelseiten der Sammlung Heimatlieder erworben werden. Franz Schunko machte im Herbst mit Erlaubnis des zuständigen Stadtrates Univ.Prof. Dr. Stacher, Tonbandaufnahmen im Pflegeheim der Stadt Wien in St. Andrä an der Traisen. Von elf Gewährsleuten konnten Lieder, Sprüche und Gedichte aufgezeichnet werden, die auch dem Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zur Archivierung überlassen wurden. In der Rundfunk-Sendereihe „Vier Viertel —“ gestaltete das Mitglied des Arbeitsausschusses Reg.Rat L. Bergolth aus seinen reichen Volksliedaufzeichnungen im Tullnerfeld die Sendung „Das Viertel ober dem Wienerwald“. Ing. Herbert Schmidt überbrachte dem Archiv 245 Flugblattlieder, die genauso wie die von Reg.Rat Leopold Bergolth überbrachten 132 Nummern

(Sammlung Leopold Magerl aus Kollersdorf) auf Dupletten überprüft werden müssen und anschließend inventarisiert werden.

Der Archivleiter Herbert Rathner meldet folgenden Bestand des Archives:

A) Volkslied und Volkspoesie (Aufzeichnungen): Zuwachs 145 Nummern — Gesamtbestand 24.402 Nummern in 525 Faszikeln.

Beiträger waren: (523) Dr. Karl Raubek, Wien, 50 Lieder, 1 Liedtext, 1 Hochzeitsspruch aus dem nördlichen Niederösterreich aus den handschriftlichen Aufzeichnungen seines Vaters Karl Raubek. — (524) Reg.Rat L. Bergolth, Tulln, 70 Lieder, 1 Spruch, 1 Kinderreigen aus dem Tullnerfeld. — (525) Anni Stöger, Wien, 2 Lieder, 2 Liedtexte, 6 Sprüche aus Thunau-Gars und Wien, Reg.Rat L. Bergolth, Tulln, Wallfahrt der Ortsgemeinde Kogl nach Altenmarkt-Thenneberg zum „Leidenden Heiland in der Dornau“, 12 Lieder und Beschreibung.

B) Volkslied und Volkspoesie (Abschrift von Gedrucktem): unverändert — Gesamtbestand: 1911 Nummern.

C) Flugblattlieder, Fotokopien, Abschriften: Zuwachs noch nicht katalogisiert, daher Gesamtbestand an Liedern 2179 Nummern.

D) Instrumentalmelodien: unverändert, Gesamtbestand 13.583 Nummern.

E) Instrumentalmelodien (Gedrucktes und Abschrift von Gedrucktem): Zuwachs 21 Nummern (Spende Prof. Sackmayer) — Gesamtbestand 151 Nummern.

F) Volkstänze mit Beschreibung (Nachrichten): Zuwachs 3 Nummern — Gesamtbestand 240 Nummern.

G) Bildarchiv: Zuwachs 26 Nummern. Prof. Riki Raab überließ dem Archiv Bilder aus dem Nachlaß einer Wiener Volkssängerin. — Gesamtbestand 1974 Nummern.

H) Bücherei: Zuwachs 46 Werke in 104 Bänden. 7 Bücher erhielt das Archiv von Prof. Sackmayer. — Gesamtbestand 1913 Werke in 2165 Bänden.

ZA) Zeitschriften und Zeitungsausschnitte, kleinere Sonderdrucke: Zuwachs 68 Nummern — Gesamtbestand 1201 Nummern.

K) Schallaufnahmen: Zuwachs 5 Bänder — Gesamtbestand 46 Bänder. Zuwachs von Schallplatten 8 Nummern — Gesamtbestand 167 Nummern.

Das Archiv zählte im Berichtsjahr 148 Besucher und Benützer aus dem In- und Ausland, u.a. Prof. George Graham, Generalsekretär des International Folk Music Council, Kanada. Für die Österreichische Gesellschaft für Musikwissenschaft und das Proseminar für vergleichende Musikwissenschaft wurde eine Führung und ein Vortrag über Organisation und Arbeitsweise des Volksliedwerkes gehalten.

Das Bundesland Niederösterreich, das Bundesland Wien und das Österreichische Volksliedwerk haben die Arbeiten des Ausschusses durch Subventionen unterstützt; dafür sei an dieser Stelle gedankt.

Dank sei auch den Mitgliedern des Arbeitsausschusses Margarete Kottek, Hauptschuloberlehrer Elfriede Steinacher und Herbert Rathner sowie der freiwilligen Mitarbeiterin Frau Grete Hirsch für die Arbeit an Karteien, Bücherei, Bildarchiv und im Geschäftsverkehr (Postauslauf: 248 Stück) gesagt.

H. Rathner

**HIER
ZU HAUSE**

HORNER
Kurier
DER N.Ö. LAND-ZEITUNG



Buchbesprechungen

Statistisches Jahrbuch des Landes Niederösterreich 1973. Redaktion: Doktor Herwig Schön. 1. Jahrgang. Wien, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung 1975, IX, 303 Seiten, photomechanischer Offsetdruck, 4° kartoniert.

Über das größte Bundesland Österreichs gab es seit einigen Jahren nur das „Jahrbuch der Handelskammer Niederösterreich“, welches die statistischen Belange Niederösterreichs vertrat. 1975 ist nun erstmals ein statistisches Handbuch vom Amt der Niederösterreichischen Landesregierung herausgegeben worden, welches im allgemeinen den Stand bis 1972 berücksichtigt, in manchen Abschnitten jedoch, wie beispielsweise „Wohnbevölkerung“ oder „Rinderrassen“ (ab 1969), „Holzeinschlag“ (ab 1964), „Weinbaufläche“ (ab 1961) oder bei „Ehescheidungen“ und „Kraftfahrzeugbestand“ (ab 1957) weit zurückliegende Daten vergleichsweise heranzieht. Die einzelnen tabellarisch angeordneten Abschnitte umfassen außerdem noch „Metereologische Verhältnisse“, „Bevölkerungsstand und Bevölkerungsbewegung“, „Gesundheits- und Fürsorgewesen“, „Land- und Forstwirtschaft“, „Industrie“, „Energiewirtschaft“, „Gewerbliche Wirtschaft“, „Verkehr“, „Fremdenverkehr“, „Preise und Löhne“, „Sozialversicherung und Arbeitsmarkt“, „Wohnungs-, Schul-, Kultur- und Feuerwewesen“. Beim „Kulturwesen“ werden nur die Daten über die Theater, die Museen, über Rundfunk und Fernsehen, nicht aber über Bibliotheken und Archive erfaßt. Das Fehlen einer Bibliotheksstatistik (Volksbüchereien!) halte ich für bedauerlich, umso mehr, als es Richtlinien für das Bibliothekswesen schon lange gibt! Die letzten Abschnitte des Jahrbuchs umfassen „Landes- und Gemeindefinanzen“, „Rechnungsabschlüsse der Stadt Wiener Neustadt“, „Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung“ (1964—1970) und die „Wahlen“ (1969—1971). Die einzelnen Tabellen umfassen im allgemeinen die politischen Bezirke oder die Gesamtzahlen der Wirtschaftsklassen, hinsichtlich des Geschlechtes oder „Arbeiter und Angestellte“. In der Fremdenverkehrsstatistik 1971 sind auch Zahlen einzelner Berichtsgemeinden hinsichtlich der „Ankünfte“ angeführt. So führen im politischen Bezirk Gmünd die Gemeinden Gmünd (3949), Litschau (2375), Schrems (2297), Großpertholz (1750), Hirschenwies (1546), Hoheneich (1340) und Heidenreichstein (1204), im politischen Bezirk Zwettl die Gemeinden Zwettl (11.375), Ottenschlag (3110), Großgerungs (2725), Allentsteig (1439), Sallingberg (1731) und Rappottenstein (1010) hinsichtlich der Zahl der Personen. Großschönau (375) ist angeführt, hingegen fehlt der „Zentralort“ Schweiggers! Die Übernachtungszahlen zeigen ein ganz anderes Bild. Während Senftenberg mit 8125 Personen hinter Spitz/Donau (12.379) zurücksteht, führt dieser Kurort (Nuhr!) mit 101.925 Übernachtungen im ganzen Waldviertel. Die Spitze in Niederösterreich hält allerdings Baden mit 474.931 Übernachtungen! Die traurige Tatsache der starken Abwanderung aus den Waldviertler Bezirken innerhalb der Jahre 1961—1971 zeigt auch diese Statistik: die Bezirke Gmünd (minus 4,8 Prozent), Horn (minus 5,9 Prozent), Waidhofen an der Thaya (minus 8,0 Prozent) und Zwettl (minus 9,2 Prozent). Statistiken sind nicht nur für den Politiker oder den Beamten sondern auch für den Heimatforscher ein wichtiger Behelf. Deshalb ist es sehr zu begrüßen, daß nun auch das Land Niederösterreich jährlich so ein Handbuch herausgeben will. Noch sind diesem erstmaligen Versuch gewisse „Kinderkrankheiten“ anzumerken. Der Abschnitt „Gewerbliche Wirtschaft“ ist etwas dürftig geraten, vermutlich, weil das Jahrbuch der Handelskammer Niederösterreich vorliegt. Es fehlen die Kapitel „Firmenbewegung und Insolvenzen“, „Bau- und Siedlungswesen“, „Volkshochschulen“ und „Messewesen“. Außerdem vermißt man ein Sachregister, welches beim „Statistischen Handbuch des Landes Kärnten“ so meisterhaft angelegt ist. Nun denn, der Anfang ist gemacht und jene Wünsche, die noch offen blieben, können ja im kommenden Jahrbuch vielleicht erfüllt werden. Pongratz

Statistisches Handbuch des Landes Kärnten. Zahlen und Daten 1974. Herausgeber: Amt der Kärntner Landesregierung. Redaktion Dr. Karin Neureiter. Klagenfurt, Johannes Heyn 1975, IX, 219 Seiten, 8° kartoniert.

Das neue Handbuch des Landes Kärnten liegt vor und erfreut den interessierten Leser nicht nur durch den reichhaltigen, gut redigierten Inhalt,

sondern auch durch seine vornehm gestaltete äußere Erscheinungsform (Drucktechnik, Ausstattung). Besonders sei das gut durchdachte, auch optisch ausgezeichnet angeordnete Register hervorgehoben. An Neuem, das auch dieser Jahrgang außer der Reihe wiederbringt, wurden im Bevölkerungsstand und in der Bevölkerungsbewegung die Ergebnisse der Volkszählung 1971, gemeindeweise, auf den Gebietsstand vom 1. Jänner 1973 umgerechnet. Ferner gibt dieser Jahrgang Aufschluß über die Umgangssprache nach der Volkszählung 1971, über die Wohnbevölkerung von 1869 bis 1961, über die Wohnbevölkerung nach dem Lebensunterhalt, wie außerdem über die Berufstätigen nach der wirtschaftlichen Zugehörigkeit. In der gewerblichen Statistik wurden als Novum die Indizes im Handel erfaßt, und dies für den Groß- wie für den Einzelhandel, für Kärnten und für Österreich. Im Bau-, Wohnungs- und Siedlungswesen wurden für den Wohnbau die Ergebnisse der Häuser- und Wohnungszählung 1971 auf den Gebietsstand vom 1. Jänner 1973 umgerechnet und gemeindeweise die Gebäude nach der Bauperiode ausgewiesen. Bei den „Wahlen“ erscheint die Landtagswahl vom 2. März 1975 bereits mit den Zahlen und Daten des Berichtsjahres 1974 vorweggenommen. Alles in allem: ein vorbildlich gestaltetes Jahrbuch, auf welches das Land Kärnten stolz sein kann.

Pongratz

Die gewerbliche Wirtschaft Niederösterreichs 1974. 25 Jahre Jahrbuch der Handelskammer Niederösterreich. Wien, Handelskammer Niederösterreich 1975, XIV, 24, 193 Seiten, 32 Bildseiten, zahlreiche, zum Teil farbige Tabellen, 8° kartoniert.

Dieses, unter der Redaktion von Dr. Walter Wiltschegg gestaltete Jubiläumsjahrbuch umfaßt einen der wichtigsten Abschnitte der Landesstatistik, den Handel und das Gewerbe. Es enthält, wie immer, die Kapitel über den Fremdenverkehr, Sozialpolitik und Berufsausbildung, das Geld- und Kreditwesen, das Finanz- und Steuerwesen, um nur einige zu nennen. Dem Hauptteil vorangestellt sind interessante Artikel, wie: „Entwicklungslinien der Wirtschaft“ (Klaus Hecke), „Von den Schwierigkeiten einer Vorschau“ (Herbert Pachucki) und die Würdigung „25 Jahre Jahrbuch der Handelskammer Niederösterreich“ von Walter Wiltschegg. Hierauf folgt der Bildteil, der „im Jahr der Frau“ besonders erfolgreiche und zugleich hübsche Firmeninhaberinnen bei ihrer Tätigkeit nebst männlichen Kollegen zeigt. Der folgende Abschnitt ist der „Besonderen Entwicklung der niederösterreichischen Wirtschaft“ gewidmet und berücksichtigt neue Strukturdaten, Raumordnung, Umweltschutz und sonstige Aktivitäten, wie Energiepolitik und die Beratungsstelle für Existenzgründungen. Nach den Berichten der Sektionen folgt der statistische Anhang. Das Buch gibt ein getreues Spiegelbild der niederösterreichischen Wirtschaft des Vorjahres. Hier kommt auch eindeutig zum Ausdruck, daß sich die Konjunkturwende schon 1974, vor allem in dem Ansteigen der Konkurse, abgezeichnet hat. Die Zuwachsrate der niederösterreichischen Industrie lag erstmals seit fünf Jahren unter dem österreichischen Durchschnitt, ein relativ günstiges Ergebnis gab es dagegen im Fremdenverkehr. Hier zeigte vor allem der Bezirk Krems einen beachtlichen Anstieg, während von den bekannten Waldviertler Sommerfrischen nur Großpertholz, Rosenberg-Mold und Rappottenstein positive Zahlen aufweisen. Beachtlich ist der Prozentsatz der Übernachtungen von Ausländern; er beträgt in den Bezirken Gmünd und Horn 12,5 Prozent, Krems 56,1 Prozent (Senftenberg: 79,8 Prozent!), Waidhofen an der Thaya 14,9 Prozent und Zwettl 25,7 Prozent (Rappottenstein: 30,9 Prozent!). Dieses Jubiläumsjahrbuch ist diesmal besonders schön gelungen und wird allen Heimatforschern, die sich mit der Gegenwartskunde beschäftigen, eine große Freude bereiten.

Pongratz

Die Wirtschaftszahl. Statistische Informationen der Handelskammer Niederösterreich. 4. Teil. Die Volkszählung 1971 in Niederösterreich. Die Altersstruktur. Wien, Handelskammer Niederösterreich 1975, 47 Seiten, quer-8° kartoniert.

Bei diesem Heft handelt es sich um die erste Kommentierung der Volkszählung 1971 in Niederösterreich, deren berufliche Gliederung Mitte 1974 veröffentlicht wurde. Aus den Zahlen ergibt sich, daß sich die Altersstruktur, hauptsächlich durch Abwanderung, zum Schlechteren verändert hat. Einem

steigenden Übergewicht der ältesten Jahrgänge stehen eine laufende Abnahme der jüngeren Jahrgänge, mit allen Folgen für Arbeitsmarkt, Konsumnachfrage und für den Geburtenstand kommender Jahrzehnte, gegenüber. Die instruktiven Landkarten zeigen ein deutliches West-Ost-Gefälle in der Altersstruktur an, und damit ein weiteres Element des Ungleichgewichtes. Von den 64 niederösterreichischen Gerichtsbezirken weisen 35 ein Geburtendefizit auf, das höchste Klosterneuburg mit 1,0 Prozent. Auffallend ist der negative Bereich des Weinviertels, während das Waldviertel relativ gut abschneidet. Hier stehen die Gerichtsbezirke Zwettl und Großgerungs (plus 0,3 Prozent bis 0,6 Prozent) an der Spitze. Die Geburtenbilanz 1961 bis 1971 war für diesen Zeitraum nur in 10 Gerichtsbezirken (von 64) negativ. Damals wies der politische Bezirk Zwettl noch ein Positivum von 3 Prozent bis über 10 Prozent (Großgerungs!), der Bezirk Gmünd plus 3 Prozent bis 6 Prozent auf. Die „Alterspyramide“ zeigt bei den älteren Jahrgängen ein starkes Überwiegen der Frauen infolge der beiden Weltkriege auf. Das Studieren von statistischen Tabellen ist auch für Heimatforscher wärmstens zu empfehlen!

Pongratz

Kulturbericht 1974. Bericht über die Förderungsmaßnahmen der Kulturabteilung des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung (Abt. III/2, 3). Wien, Selbstverlag 1975, 35 Seiten, 8° kartoniert.

Dieser neue Kulturbericht gibt Rechenschaft der Niederösterreichischen Landesregierung über die stolze Summe von rund 66 Millionen Schilling, die für die Förderung von Kunst, Kultur und Wissenschaft im Jahr 1974 bereitgestellt wurden. Die einzelnen Abschnitte betreffen Förderungspreise, Denkmalpflege, Volksbildung, Museen, Ausgrabungen, Musikpflege, Vereine, Theater, Festwochen, Bildende Kunst, Ausstellungen, Film, Literatur, sowie Wissenschaft und Forschung. An der Spitze der Ausgaben für Denkmalpflege stehen mehr als 13 Millionen Schilling, welche für die großartige Restaurierung und Revitalisierung der Schallaburg allein vom Land aufgewendet wurden. In allen Abschnitten ist auch das Waldviertel entsprechend vertreten. Bei den Restaurierungsarbeiten lesen wir Altenburg, Altpölla, Lichtenau, Pöggstall, Horn, Gars, Weitra, Greillenstein, Litschau, Messern, Raabs, Theras, Krems, Hadersdorf/Kamp, Zwettl, um nur einige Orte zu nennen. Bei den wissenschaftlichen Ausgrabungen scheinen vor allem Gars und Thunau auf. Bei den zahlreichen Subventionen für Blasmusikkapellen finden wir unter anderem Aigen bei Raabs, Alt-Nagelberg, Großpertholz, Großschönau (S 9000,—), Irrfritz, Litschau, Weitra und Zwettl. Für die Förderung von fachwissenschaftlichen Institutionen wurden fast eine Million Schilling, für Druckkostenbeiträge bei Abnahme von Exemplaren über S 800.000,— zur Verfügung gestellt. Die 14 Dissertanten, die über ein niederösterreichisches Thema ihre Doktorarbeit verfaßten, erhielten je S 3000,— Subvention. Alles in allem ein stolzer Leistungsbericht über das große Interesse, welches Niederösterreich der Kulturförderung entgegenbringt.

Pongratz

Burgen und Schlösser in Österreich. Zeitschrift des Österreichischen Burgenvereines. Jahrgang 11. Wien, Österreichischer Burgenverein 1975, 40 Seiten, 4°.

Wieder ist ein Jahresheft dieser repräsentativen österreichischen Burgenzeitschrift erschienen. Eingangs wird des zwanzigjährigen Bestehens dieses Vereines gedacht und anschließend über die deutsche Burgenvereinigung und den schweizerischen Burgenverein berichtet. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit den Porzellansammlungen auf Schloß Lustheim vor München und auf der Burg Clam. Besonders interessant ist der Artikel von Berta Sarne über „Wandernde Holzdecken in Burgen und Schlössern“. Solche befinden sich unter anderem im Schloß Feistritz am Wechsel (Reineck in Südtirol), im Schloß Maissau (Eschelberg, Oberösterreich) und Schloß Enzesfeld (aus Schloß Engelstein im Waldviertel!). Gerhard Seebach steuert im Hinblick auf das kommende Babenbergerjubiläum einen Beitrag über „Starhemberg — Residenz des letzten Babenbergers“ bei. Seebach bietet eine Bauanalyse auf Grund einer Neuvermessung 1:100 und versucht die verschiedenen Baupochen zu lokalisieren. Das Heft enthält einen Bericht über das burgenkundliche Museum in Alt-Kainach, über Jahreshauptversammlung des Burgenvereines und über die Burgenfahrt nach Niederbayern.

P.

Büchereinlauf

Gabmannpost. Schremser Zeitung. 14. und 15. Folge. Schrems, Ernst Gabmann 1974, 108 Seiten, klein-8°, broschiert. Enthält 12 Kunstmärchen von OSR Otto Mölzer.

70 Jahre Turnverein Litschau. Festschrift. Litschau, Selbstverlag 1975, 10 Blatt, 8°, broschiert. Inhalt: Aus der Vereinschronik, Festfolge, Mitglieder.

75 Jahre Waldviertler Schmalspurbahn Gmünd-Litschau, Gmünd-Heidenreichstein. Festschrift. Gmünd, Festkomitee 1975, 80 Seiten, Bilder, 8°, broschiert. Interessante Beiträge zur Geschichte der Schmalspurbahnen im oberen Waldviertel.

Das neue Rohrendorf. Fünf Jahre Geschichte einer niederösterreichischen Dorfgemeinde. Herausgegeben von Laurenz Moser. Rohrendorf bei Krems, Selbstverlag 1975, 30 Blatt, Abbildungen, 8°, broschiert.

Jugendburg Streitwiesen. 2., verbesserte Auflage. Verantwortlich: Ing. Karl Turetschek. Wien, Bund zur Errichtung und Erhaltung einer österreichischen Jugendburg 1975, 24 Seiten, 11 Abbildungen, Umschlag: Prof. Franz Traunfellner, 8°, broschiert. Inhalt: Bauanalyse, Geschichte, Wappen der Besitzer, moderne Aufgaben.

Situation und Trends der Erwachsenenbildung in Österreich. Wien, Österreichischer Bundesverlag 1975, 264 Seiten, 8°, broschiert. 28 Beiträge verschiedener Autoren.

Ernte in Niederösterreich. Zusammengestellt: Dr. Werner Galler. Wien, Amt der Niederösterreichischen Landesregierung 1975. Dreiteiliges bebildertes Informationsblatt und 3 Seiten hektographiert zu einer Sonderausstellung im niederösterreichischen Landesmuseum. Diese Schau enthielt auch bemerkenswerte Gegenstände aus dem Waldviertler Raum (Wetzsteine, Kornmandeln, Leiterwagen u. a. m.).

Eduard Christoph Heinisch: Aussagen (Gedichte). Linz an der Donau, Oberösterreichischer Landesverlag 1975, 95 Seiten, klein-8°, Ganzleinwand. Gedichte in Hochdeutsch zu Tagesfragen.

Traute Dressler. Grafik und Malerei im Dominikanerkloster zu Krems. Ausstellung. Krems an der Donau, Kulturverwaltung 1975, 5 Blatt Text, 2 farbige, 3 schwarzweiße Bildreproduktionen. Ausstellungsverzeichnis. Quer-8°, broschiert.

Franz Vinzenz Dressler. Ausstellung. (Krems an der Donau 1975) 4 Seiten Text (Oskar Matulla), 3 Bildreproduktionen. Quer-8°, broschiert. Würdigung des Künstlers. Werksverzeichnis, Ausstellungen und Literatur.

Retrospektive. Peter Klitsch. Ölbilder und Graphiken. Krems an der Donau, Kulturverwaltung der Stadt 1975, 8 Blatt, 4 Farbbilder, 3 Schwarzweißbilder, 8°, broschiert. Erschienen anlässlich einer Ausstellung in Krems vom 15. Juni bis 8. Juli 1975. Enthält: Prof. Dr. Harry Kühnel: Würdigung, Lebensdaten und Werksverzeichnis des Künstlers. Klitsch besitzt einen Bauernhof im Waldviertel. Das Heft enthält eine Farbtafel in Mischtechnik „Weitra, 1964“.

Rudolf Büttner: Burgen und Schlösser zwischen Araburg und Gresten. (Niederösterreich II, 3) Wien, Birken-Verlag 1975, 176 Seiten, zahlreiche Skizzen, 8°, kartoniert.

Franz Neugebauer: Chronik von Glaubendorf, Gemeinde Heldenberg. 80 Seiten, bebildert, 8°, kartoniert.

Wanderpaß. Waldviertel-Weitwanderweg 606. Wien, Österreichischer Touristenklub 1975, 20 Seiten, Zeichnungen, 1 Karte, klein-8°, kartoniert.

Wichtige Neuerscheinung:

Ada Paul: Steinkreuze und Kreuzsteine in Österreich. Eine Bestandsaufnahme. Horn, Ferd. Berger Söhne 1975, 68 Seiten Text, 16 Seiten Bilderanhang (56 Abbildungen), Format 14 mal 21 cm, kartoniert, S 80,—.

Mitteilungen

Waldviertler Heimatbund — Krems an der Donau

Einladung

zur Jahreshauptversammlung am Samstag, dem 8. Mai 1976, um 9.30 Uhr vormittags in Gars am Kamp, Gasthof Matschaker.

Tagesordnung

1. Eröffnung durch den Vorsitzenden
2. Rechenschaftsbericht über das Vereinsjahr 1975
3. Rechnungsabschluß für 1975
4. Genehmigung der Kassengebarung
5. Wahl des Vorstandes
6. Wahl der Rechnungsprüfer
7. Festsetzung des Mitgliedsbeitrages
8. Beschlußfassung über eingebrachte Anträge. Diese müssen spätestens 4 Tage vor der Jahreshauptversammlung beim Vorstand eingebracht werden
9. Allfälliges

Für den Vorstand:

Dr. Walter Pongratz e. h.

Vorankündigungen der Veranstaltungen des Waldviertler Heimatbundes

Montag, den 12. April, 16.30 Uhr: Lichtbildervortrag über den Kampfluß, gehalten von August Neumüller im Gasthof Klinglhuber, Krems, bei der Wienerbrücke.

Samstag, den 8. Mai, 14 Uhr: Führung durch Gars (Markt, Ruine, Museum, St. Gertrudskirche).

Im Juni: Ausflug zur Ausstellung im Stift Lilienfeld, „1000 Jahre Babenberger in Österreich“. Näheres wird noch bekanntgegeben.

Anfangs August: Heimatabend in Großpertholz.

An unsere werten Mitarbeiter

- An die Redaktion eingesandte Manuskripte sollen, bitte, mit der Maschine einseitig beschrieben sein und, wenn möglich, pro Maschinschreibseite nicht mehr als 35 Zeilen umfassen.
- Die Manuskripte sollen druckreif übersandt werden, da spätere Autorennkorrekturen die Herstellungskosten wesentlich verteuern.
- Bei Anfragen an die Schriftleitung oder an den Verlag, bitten wir, das Rückporto beizulegen.

Wir bitten unsere Leser und Mitarbeiter um Verständnis für die notwendig gewordenen Sparmaßnahmen.

Der Verlag.

INHALTSVERZEICHNIS

Geleitwort (Reg.Rat Prof. Hans Gruber, Prof. Dr. Walter Pongratz)	1
Hans Gruber: Einleitungsvortrag	2
Walter Pongratz: Heimatforschung, Heimatkunde heute	3
Herwig Friesinger: Besiedlung des Waldviertels vor der bayerischen Landnahme mit besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen in Gars-Thunau	14
Heinrich Koller: Zur Besiedelung des Waldviertels im Frühen und Hohen Mittelalter	19
Otto Kronsteiner: Die slawischen Ortsnamen des Waldviertels	25
Hermann Steininger: Rechtsarchäologie in Niederösterreich mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels	28
Gustav Reingrabner: Reformation und Gegenreformation in neuer Sicht	39
Georg Kuhr: Waldviertler Exulanten in Deutschland	65
Aktuelle Probleme des Waldviertels in der Gegenwart (Franz Gundacker, Dr. Anton Denk, Dipl.Ing. Dr. Willibald Edlinger, Komm. Rat Franz Eigl, Dipl.Ing. Hermann Reining, Dipl.Ing. Dr. Heinrich Wohlmeyer)	79
Wilma Bartaschek: Zum neuen Jahr (Gedicht)	83
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	84
Buchbesprechungen und Büchereinlauf	92
Mitteilungen	96

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Reg.Rat Prof. Hans Gruber**, Bezirksschulinspektor, Vorsitzender des nö. Bildungs- und Heimatwerkes, Hauptstraße 170, 3412 Kierling.
Prof. Dr. Walter Pongratz, Pötzleinsdorfer Höhe 37, 1180 Wien.
Univ.Doz. Dr. Herwig Friesinger, Bahnhofplatz 6, 3424 Zeiselmauer.
Univ.-Prof. Dr. Heinrich Koller, Mühlbacherhofstraße 15, 5020 Salzburg.
Univ.-Ass. Dr. Otto Kronsteiner, Institut für Slawische Philologie, Liebiggasse 5, 1010 Wien.
Bibl.-Rat Dr. Hermann Steininger, NÖ. Landesbibliothek, Teinfaltstraße 8, 1010 Wien.
Superind. Gustav Reingrabner, Blumentalstraße 28, 7503 Großpetersdorf.
Pfarrer i. R. Georg Kuhr, Amselweg 5, D-8806 Neuendettelsau.
Mag. Franz Gundacker, Pradler Saggen 11/I, 6020 Innsbruck.

Umschlagbild:
Brunnenhaus des Stiftes Zwettl
(Fotoarchiv Dr. Pongratz)

Das Waldviertel

Zeitschrift des Waldviertler Heimatbundes
für Heimatkunde und Heimatpflege des Waldviertels und der Wachau

Eigentümer: Waldviertler Heimatbund. Herausgeber und Verleger: Josef Faber. Beide: 3500 Krems, Wienerstraße 127. Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walter Pongratz, 1180 Wien., Pötzleinsdorfer Höhe 37. Druck: Josef Faber, 3500 Krems an der Donau, Wienerstraße 127, Fernruf 02732/6571—74. Postfach 34.

Jahresbezugspreis S 120.—

Einzelbezugspreis S 30.—

Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes

- Band 1: **Josef Koppensteiner**: Geschichte der Marktgemeinde Großpertholz (1971) öS 30.—
- Band 2: **Prof. Franz Schmutz-Höbarthen**: Die Doppelnatur der Erdmutter in der altsteinzeitlichen Darstellung und in späterer Schau (1917) öS 30.—
- Band 3: **Inhaltsverzeichnis** der Zeitschriften Das Waldviertel und Waldviertler Heimat, 1. Teil (1971) öS 30.—
- Band 4: **Inhaltsverzeichnis** der Zeitschriften Das Waldviertel und Waldviertler Heimat, 2. Teil (1972) öS 30.—
- Band 5: **Karl Geyer**: Bunte Verse, Erlebnisse und Träume (1972) öS 50.—
- Band 6: **Inhaltsübersicht** zur Zeitschrift Das Waldviertel, Ergänzungsband 1968—1972 (1973) öS 30.—
- Band 7: **Dr. Hermann Steininger**: Schandfiedeln im Waldviertel (1974) öS 30.—
- Band 8: **Dr. Walter Pongratz** und **VD Josef Tomaschek**: Heimatbuch der Großgemeinde Großschönau (1975), Ganzleinen öS 170.—
Broschiert öS 120.—
- Band 9: **Propst Stephan Biedermann**: Der Adelssitz von Reitzenschlag (1974) öS 30.—
- Band 10: **Dr. Walter Pongratz**: Wildberg, das Schloß an der Taffa (1973) öS 15.—
- Band 11: **Heinrich Reinhart**: Waldviertler Sonette (Gedichte) (1973) öS 30.—
- Band 12: **Karl Geyer**: Bunte Verse, Erlebnisse und Träume. 2. Sammlung (1974) öS 50.—
- Band 13: **F. K. Steinhauser**: Das ist es ja (Gedichte) 1974 öS 50.—
- Band 14: **Helmut Hörner**: 800 Jahre Traunstein. 1974 öS 90.—
- Band 15: **Walter Pongratz** und **Josef Tomaschek**: 400 Jahre Volksschule Großschönau. 1974 öS 15.—
- Band 16: **Heinrich Reinhart**: Mühlen-Miniaturen (Gedichte) 1974 öS 30.—
- Band 17: **Gisela Tiefenböck**: Stille und Stein (Gedichte) 1974 öS 30.—
- Band 18: **Josef Koppensteiner**: Heimatbuch der Marktgemeinde Großpertholz. 2. Teil 1975 öS 45.—
- Band 19: **Josef Koppensteiner**: Der Steghof (Volksstück). Für 1976 öS 40.—
- Band 20: **Gustav Dichler**: Das Waldviertel. Eindrücke und Erlebnisse, (1975) öS 35.—